

Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **23 (2016)**

Heft 2: **Transnationale Feminismen = Féminismes transnationaux**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Literatur zum Thema

Comptes rendus thématiques

Feminismus Seminar (Hg.) Feminismus in historischer Perspektive Eine Reaktualisierung

transcript, Bielefeld 2014, 418 S., € 29,99

Der Band *Feminismus in historischer Perspektive* entstand an der Universität Köln auf Initiative von StudentInnen und mit der Unterstützung ihrer DozentInnen. Die anderthalbjährige Projektgeschichte ist denn auch im Vorwort beschrieben. Aus einem Seminar unter der Leitung von Muriel Gonzáles Athenas, Christiane König und Massimo Perinelli mit 23 Studierenden entstanden zuerst eine Konferenz und im Anschluss der hier zu besprechende Sammelband. Die strukturellen Schwierigkeiten, mit denen ein solch umfassendes Projekt zu kämpfen hatte, lassen tief in universitäre Hierarchien und in die Logik von Creditpoints blicken, gleichzeitig zeigt das Beispiel aus Köln aber auf, wie die Vermittlung und die Produktion von akademischem Wissen anders (besser?) funktionieren kann.

Der Band umfasst vier Teile. Im ersten Teil geht es um die Verknüpfung von feministischen Anliegen mit Fragen von Geschlecht und Rasse. Die Beiträge des zweiten Teils handeln von Konsum als für Frauen potenziell befreiende Praxis. Der dritte Teil ist mit «Bewegung & Identität» betitelt, und die Beiträge des letzten Kapitels fragen nach feministischen Auseinan-

dersetzungen mit Medien und Repräsentation. Sämtliche Beiträge haben sich mit Quellen aus dem deutschen oder aus dem US-amerikanischen Kontext auseinandergesetzt, zum Teil auch in vergleichender Perspektive.

Die HerausgeberInnen und AutorInnen haben sich, wie im einführenden Gespräch über Feminismus klar wird, inhaltlich einiges vorgenommen. Das Ziel von Seminar, Konferenz und Buch ist es, etablierte historische Konzepte zu hinterfragen, um eine neue, nicht kanonisierte Geschichte des Feminismus zu schreiben, indem erstens feministische AkteurInnen und ihre Perspektiven in den Vordergrund gerückt werden und zweitens nicht von einer Einheit der feministischen Bewegung, sondern viel mehr von Momenten der Auseinandersetzung, des Konflikts und des Streits ausgegangen wird. So soll etwa die Durchbrechung der üblichen Periodisierungsweise der feministischen Bewegung in Wellen den Blick auf andere, in der Forschung nicht beachtete Kontinuitäten und Brüche im feministischen Denken und Handeln freilegen. Einige der Beiträge sind denn auch explizit feministischen Momenten zwischen den grossen Wellen gewidmet und argumentieren, dass historische Phänomene wie etwa die *Flapper Girls* der Goldenen Zwanziger oder die *Single Girls* der Nachkriegszeit für die Geschichtsschreibung des Feminismus von Bedeutung sind, auch wenn die zentralen

Akteurinnen ihr Handeln nicht als politisch und noch weniger als feministisch verstanden. So zeigen die beiden erwähnten Beiträge von Ole Reinsch und Julia König zusammen mit Susanne Schmitz, wie sich Frauen als eigensinnige Konsumentinnen Freiheiten und Räume zu schaffen wussten. Der Beitrag von Elise Kammerer über die *Philadelphia Female Anti-Slavery Society* (1833–1879) erachtet den Einsatz von Frauen gegen die Sklaverei als feministisch, obwohl sich die entsprechenden Akteurinnen selbst kaum so bezeichnet hätten. Dieser dezidierte Blick zwischen die Wellen und über den engen Raum herkömmlicher Feminismus-Definitionen hinaus erweist sich als interessant und erfrischend.

Andere Beiträge haben Akteurinnen zum Gegenstand, die in ihrem Selbstverständnis zwar zur Frauenbewegung gehörten, nichtsdestotrotz von der entsprechenden Forschung bisher vernachlässigt wurden. So setzt sich der Beitrag von Lena Jung und Indira Kaffer («Feminismus und Spiritualität») mit dem für die Frauenbewegung wichtigen und, wie der Beitrag belegt, produktiven Konflikt um die Möglichkeit einer spirituellen und zugleich politischen feministischen Praxis auseinander. Der Beitrag von Tanja Beljanski zu Julie Dash's *Illusion* (1982) wiederum weist auf das geringe Forschungsinteresse an den Filmemacherinnen der *L. A. Rebellion* hin und zeigt anhand einer fundierten Filmanalyse, auf welchen unterschiedlichen Ebenen sich Filmemacherinnen mit der doppelten Ausgrenzung als schwarze Frauen auseinandersetzten und zur afroamerikanisch-feministischen Ermächtigung beitrugen.

Mitunter wird ersichtlich, wie ehrgeizig das Projekt einer Reperiodisierung der Feminismusgeschichte angelegt ist. Dann nämlich, wenn sich die Wellen durch die Hintertür doch wieder als hartnäckige Referenzpunkte in die Narrationen ein-

schleichen, um das «Dazwischen» und das «Danach» besser betonen und abgrenzen zu können. So passiert im durchaus interessanten Beitrag zur *Riot-Grrrls*-Bewegung von Christian Ginsbach statt der angestrebten Differenzierung eine Verallgemeinerung und Homogenisierung der sogenannten zweiten Welle des Feminismus (1970er-Jahre) als bürgerlich-akademischer, an natürlicher Weiblichkeit orientierter, identitärer Bewegung. In dieser Erzählung versteckt sich eine ebenfalls kaum intendierte Fortschrittsgeschichte des Feminismus, der in den 1970er-Jahren «noch» an eine authentisch weibliche Daseinsform geglaubt habe, während die Frauen der nachkommenden Generation mithilfe der Theorien Judith Butlers (und anderer) den Konstruktionscharakter der Kategorie «Frau» erkannten und sich in der Folge gegen die Festschreibung und für die Überschreitung von Identitäten einsetzten. Hier zeigt sich ein grundsätzliches Problem einer feministischen Geschichtsschreibung des feministischen Denkens: die Grenze zwischen Untersuchungsgegenstand und theoretischem Hintergrund der Forscherin kann bisweilen verwischt werden. Dies macht es schwierig, die historische Bedingtheit der zu untersuchenden feministischen Konzepte (die zugleich die eigenen sind) zu erkennen und diese nicht über ältere, ebenso historisch einzubettende feministische Ideen einzuordnen. Den in dieser Beziehung herausragenden Beiträgen zu bewegten Männern (von Peter Hacke) und zur feministischen Auseinandersetzung mit Pornografie von Stefan Offermann und Silke Steiml gelingt es zu zeigen, wie feministische Theorieproduktion ablaufen kann und wie Theorien historisch geworden und begründet sind. So fordert Hacke dazu auf, heute aktuelle Theorien, wie sie in den Gender und den Queer Studies entwickelt worden sind, zu historisieren und nicht als neutrale Analyseinstrumente

anzuwenden. So sind Fragen nach «Geschlechterrollen» und nach «Identitäten», wie sie in mehreren Beiträgen gestellt werden, von einem spezifischen theoretischen Hintergrund beeinflusst und vermögen nicht per se jede feministische Debatte adäquat zu erfassen. Offermann und Steiml betonen in ihrem Fazit zu Recht, dass es keine grundsätzlich richtigen oder falschen feministischen Positionen gebe, sondern dass die befreiende Wirkungsweise feministischer und immer auch theoretisch begründeter Politiken immer wieder neu und im Konkreten beurteilt werden müsse.

Der besprochene Sammelband erlaubt wichtige Einblicke in die Möglichkeit einer revidierten Geschichtsschreibung des Feminismus, und die vielfältigen Beiträge betonen zu Recht das produktive Potenzial von feministischen Konflikten und Debatten, welche es deswegen auch vermehrt zu untersuchen gilt. Die formulierten Anliegen einer Verkomplizierung und Entlinearisierung sind unbedingt zu unterstützen. Den vielleicht auch weiterhin in der Geschichtswissenschaft tätigen StudentInnen ist Mut zu wünschen, um dieses Projekt noch konsequenter voranzutreiben. Nicht nur die Geschichte des Feminismus ist neu und vermehrt aus der Perspektive der AkteurInnen und jenseits üblicher Themensetzungen und Periodisierungsweisen zu befragen. Auch das, was in die Beiträge als Kontextwissen einfließt, ist auf seine Tauglichkeit hin, gerade für die Geschichte von Frauen, ihrer Anliegen, Kämpfe und Wünsche, zu überprüfen. So wäre es etwa interessant zu fragen, ob die in mehreren Beiträgen beinahe schon automatische Bezugnahme auf die «bürgerliche Geschlechterrollenideologie», nicht mehr verdeckt, als dass sie neue Erkenntnisse in Bezug auf das Handeln und Denken von Feministinnen und anderen Frauen hervorzubringen vermag. Nicht nur die Feminismusgeschichte, sondern auch die

Geschlechter- und Frauengeschichte gilt es jenseits üblicher Masternarrative und aus der Sicht unterschiedlicher AkteurInnen zu verfeinern und zu befragen.

Simona Isler (Basel)

Oliver Janz, Daniel Schönplflug (éd.)
**Gender History
 in a Transnational Perspective**
 Biographies, Networks,
 Gender Orders

Berghahn, New York 2014, 296 p., \$ 95,-

Depuis les années 1990, la perspective transnationale a gagné en importance dans l'historiographie. S'insérant dans la réflexion entre le local et le global, sans s'y résumer, l'histoire transnationale permet de repenser l'international et de dépasser les frontières du seul national. L'histoire du genre devient alors un lieu d'expérimentation des plus féconds, comme l'ont montré les travaux précurseurs, entre autres, de Karen Offen et de Leila Rupp. Le recueil de contributions édité par Olivier Janz et Daniel Schönplflug est un excellent exemple de cette démarche qui montre la richesse de penser l'histoire du genre sous l'angle du transnational, mais aussi de saisir la contribution du genre à cette perspective. Renouvelant l'approche comparatiste – s'en inspirant pour la question des similitudes et des différences entre sphères nationales –, l'approche transnationale emprunte également à l'analyse des transferts, en saisissant la formation des réseaux ou des institutions par les échanges entre acteurs. Elle s'intéresse au mouvement, aux changements et aux processus dynamiques. Sans se concentrer principalement sur les aspects théoriques et historiographiques, cet ouvrage veut présenter des exemples, du 18e au 20e siècle, qui ouvrent de nouvelles analyses produites par l'approche transnationale.

Pour ce faire, les éditeurs ont divisé les contributions en trois parties qui sont autant de thèmes, liés entre eux, qui montrent des analyses renouvelées par cette approche. La première porte sur les initiatives, les réseaux et les institutions féminines transnationaux, en se concentrant sur les mouvements féminins européens et internationaux. Elle s'ouvre avec la contribution de Karen Offen qui pose la question de la pertinence du terme «transnational» pour penser les premiers mouvements du 19^e siècle et répond à la critique de l'anachronisme. En prenant l'exemple du Conseil international des femmes (CIF) entre 1889 et 1904, elle analyse comment les mouvements féminins transcendent les frontières nationales, comment ces femmes représentant divers pays débattent de sujets touchant au genre autour d'un agenda commun. Anne Cova, elle, prend en compte trois associations européennes latines membres du CIF: la France, l'Italie et le Portugal pour la période allant de 1888 à 1939, permettant de saisir l'impact des changements politiques nationaux sur le travail des associations. Alors qu'après l'installation des Nazis au pouvoir, l'association allemande doit se retirer du CIF, le Portugal et l'Italie y restent malgré les dictatures. En prenant un angle social, Cova démontre que le facteur individuel est crucial pour le travail transnational du CIF. De son côté, Julie Carlier met en lumière des organisations moins connues de la militance féministe internationale, comme l'Union internationale des femmes, permettant alors de sortir de la simple dichotomie entre mouvements féminins bourgeois et socialiste. En se concentrant sur l'interaction entre niveaux national et transnational, elle met en évidence le fait que, dans la mise en réseau transnational, les intérêts stratégiques prennent parfois le dessus sur les différends programmatiques entre les organisations nationales. Susan Zimmermann, elle, se penche sur le mou-

vement féminin socialiste dans sa période clé de 1905 à 1907. Elle analyse, d'une part, l'émergence d'une «Internationale féminine», socialiste et non socialiste, autour de la question du suffrage féminin et, d'autre part, la manière dont les actrices se positionnent et argumentent en termes de genre et de classe face à cette question. Enfin, Pate Thane montre comment le droit de vote octroyé aux femmes dans de nombreux pays au lendemain de la Première Guerre mondiale apporte un surcroît de légitimité à leur parole, notamment au sein d'institutions transnationales nouvellement créées comme la Société des Nations ou le Bureau international du travail.

Si des figures de femmes apparaissent dans l'analyse des contributions de la première partie, la deuxième change de focal et met en lumière spécifiquement des biographies et des trajectoires individuelles de femmes militantes au sein des mouvements féminins que l'on peut décrire comme «cosmopolites». Jane Rendall se concentre sur Frances Wright (1795–1852) et Françoise Thébaud sur Marguerite Thibert (1886–1982). Les deux historiennes nous montrent chacune à leur manière l'élargissement des horizons pour ces deux femmes. À des périodes différentes, les deux militantes sont portées par une idéologie marquée par l'antinationalisme, le pacifisme et le cosmopolitisme. Wright fuit le nationalisme britannique né après les guerres napoléoniennes, part aux États-Unis, prônant encore et toujours un républicanisme universaliste. Thibert, elle, cherche à promouvoir un modèle transnational de protection des ouvrières. Les deux auteures mettent l'accent sur le fait qu'une des limites de ces deux militantes reste leur vision eurocentrée du monde. De son côté, Gunilla Budde nous fait entrer dans un milieu éloigné du militantisme. Elle aborde la trajectoire de chanteuses d'opéra allemandes et anglaises de la première moitié du 19^e siècle. Ces

femmes, devant incarner les valeurs bourgeoises émergentes, oscillent entre injonctions nationalistes et réseaux cosmopolites.

Enfin, la troisième partie considère le contexte européen et ses colonies pour saisir les ordonnancements de genre dans une perspective transnationale, renouvelant ainsi la compréhension du rôle central des rapports de genre dans la construction de la nation. En abordant les politiques en Allemagne, Scandinavie et Grande-Bretagne pour lutter contre les maladies vénériennes et la prostitution en Europe, Ida Blom élargit le regard sur l'influence de ces politiques, notamment britanniques, sur les colonies, montrant l'intersection de la classe, du genre et de la race dans la construction de rapports de pouvoir raffermissant le « nous » occidental du « eux » des colonies. De son côté, Birthe Kundrus interroge les mariages mixtes au sein des colonies. En prônant une approche intersectionnelle mettant l'accent sur la race, ainsi que l'approche locale, elle pointe en particulier l'influence du succès de la théorie de la « race pure » au tournant de 1900 sur les politiques de la gestion des mariages interracialisés dans les colonies. Enfin, Ulrike Schaper se penche sur la colonie allemande du Cameroun et analyse plus particulièrement la législation sur le mariage. Elle montre ainsi l'impact de la colonisation allemande, et sa conception du mariage, sur les rapports de genre locaux.

Cet ouvrage est une contribution importante pour l'histoire du genre dans une perspective transnationale. En faisant le pari d'aborder la perspective transnationale avec une définition plus large que la simple prise en compte d'un espace international, il montre la richesse et le renouveau historiographique que cette perspective appliquée à l'histoire du genre permet. Ce recueil de contributions est une réussite pour la mise en œuvre empirique de la démarche transnationale. Par leur

analyse, les auteurs ont réussi à mettre en lumière les enjeux de ce type de démarche, en y montrant les apports, mais également les défis à surmonter. Suivant le vœu des éditeurs, l'approche transnationale permet l'apparition de nouveaux objets d'histoire, que ce soit à un niveau micro, meso ou macro, mais également de préciser l'analyse d'institutions transnationales, montrant les divers processus de construction d'idées ou de politiques, ainsi que la complexité de la communication et des échanges entre acteurs et actrices dans un contexte transnational.

Magali Delaloye (Lausanne)

Marie Sandell
The Rise of Women's
Transnational Activism
Identity and Sisterhood
Between the World Wars

I. B. Tauris, London 2015, 320 S., £ 55,80

Marie Sandell legt mit dem Buch *The Rise of Women's Transnational Activism* ihre Dissertation über die inter- und transnationalen Netzwerke von Frauen in der Zwischenkriegszeit vor. Damit schliesst sie an das Grundlagenwerk *Worlds of Women* an, das Leila Rupp 1997 vorlegte. Wie Rupp beschäftigt sich Sandell mit der Konstruktion einer globalen Schwesternschaft von Frauen, und auch sie leitet ihre Untersuchung mit den drei grossen internationalen Frauenorganisationen der Zeit ein: dem *International Congress of Women* (ICW), der 1888 an einer Zusammenkunft der amerikanischen *National Woman Suffrage Association* gegründet wurde, der *International Alliance of Women* (IAW), welche 1904 aus einer Abspaltung des ICW hervorging und expliziter die politischen Frauenrechte ins Zentrum ihrer Tätigkeiten rückte, und der *Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit*

(IFFF), die sich an der Internationalen Frauenfriedenskonferenz 1915 in Den Haag konstituierte.

Darüber hinaus untersucht sie erstmals die Bedeutung der *International Federation of University Women* (IFUW), einer 1919 von einer US-Amerikanerin und einer Britin gegründeten Organisation mit dem Ziel, die Interessen von Frauen in der Akademie weltweit zu fördern. Diese elitäre Vereinigung, deren Mitglieder zwingend über einen akademischen Abschluss verfügten, war, wie Sandell zeigt, in vielem an die bestehenden Organisationen und deren Bestrebungen anschlussfähig, insbesondere an Bemühungen im Erziehungsbereich, wie etwa an diejenigen der IFFF in der Zwischenkriegszeit. Auch erschlossen sich der Organisation die Netzwerke des ICW und der IAW, weil sich ihre Mitglieder von einem separatistischen Feminismus distanzieren, der in den 1920er-Jahren zu einem allgemeinen Feindbild wurde, nichtsdestotrotz aber konkrete Frauenrechte und Frauenvertretungen forderten. Im Vergleich mit dem ICW und der IAW blieb die IFUW jedoch stark auf westliche und nordeuropäische Länder beschränkt, was nicht zuletzt mit ihrem spezifischen westlich-akademischen Selbstverständnis und ihrem westlich geprägten Bildungsbegriff zusammenhing.

Für alle vier internationalen Organisationen beobachtet Sandell, dass die Prägnanz durch die westeuropäischen und nordamerikanischen Gründerinnen zu einer asymmetrischen Beziehung zwischen «alten» und «neuen» Mitgliedern führte und damit die Möglichkeiten der Ausbreitung, der Kommunikation und der Weiterentwicklung der Organisationsstrukturen in nichtwestlichen Ländern behinderte. Aufgrund solcher Ungleichheiten kam es ab der Mitte der 1920er-Jahre zur Gründung regionaler Vereinigungen, die kulturellen und regionalen Verschiedenheiten mehr Raum zu geben versprochen.

In der systematischen Auswertung dieser Organisationen liegt, neben der erstmaligen Aufarbeitung der IFUW, denn auch der Erkenntniswert von Sandells Arbeit. Sie zeigt, dass in Organisationen wie der *British Commonwealth League* (BCL), der *Pan-Pacific Women's Association* (PPWA) oder der *Inter-American Commission of Women* (IACW) die Kritik nichtwestlicher Mitglieder an der westlichen Dominanz im Verlauf der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre deutlicher und hörbarer wurde. Dies nicht zuletzt aufgrund der stärkeren Vertretung und Integration nichtwestlicher Mitglieder in diesen regionalen Vereinigungen. Dennoch verblieb auch hier die Führung fest in der Hand westlicher Frauen. Die BCL etwa tagte nur in London, was die Vormachtstellung der Britinnen einerseits repräsentierte, andererseits zementierte. In der PPWA gelang es den (westlich geprägten) Australierinnen, mehr Repräsentation und Gewicht im internationalen Kontext zu erlangen, wobei sie dies interessanterweise durch ihr Eintreten für die Rechte der australischen Aborigines erreichten. Gegen Ende der 1920er-Jahre wurde Kritik am westlichen Deutungs- und Führungsanspruch vor allem von Inderinnen, Ägypterinnen und Peruanerinnen in ihren jeweiligen regionalen Organisationen laut. Die Inderinnen wurden denn auch in zwei alternativen regionalen Organisationen federführend: dem *All-Indian-Women's Congress* (AIWC) und der *All-Asian Conference of Women* (AACW). Südamerikanerinnen vertraten ihre Interessen zunehmend in der *International League of Iberian and Hispanic-American Women* (ILIHAW).

Während in den 1930er-Jahren, in Zeiten politischer und wirtschaftlicher Instabilität in Europa, Mitgliedstaaten wie Deutschland aus internationalen Organisationen ausschieden, verstärkten nichtwestliche Mitglieder ihre Mitarbeit und ihren

Einfluss in regionalen und, wenn auch in beschränktem Umfang, in den älteren internationalen Organisationen. Westliche Führungsansprüche wurden zunehmend kritisiert, ohne die Zusammenarbeit jedoch einzustellen. In Bezug auf die Konzeption einer *international sisterhood* kommt Sandell zum Schluss: "This kind of 'international sisterhood' in practice [...] was restricted to a minority of educated upper and middle-class women and was thus far from 'all-inclusive'." (222) Nichtwestliche Frauen blieben auch in den 1930er-Jahren vor allem dann ideale Ansprechpartnerinnen für Britinnen und Amerikanerinnen, wenn sie eine Ausbildung nach westlichen Massstäben genossen hatten und die Organisationskultur des Westens kannten und für sich übernahmen.

Benutzt Sandell für die Aufarbeitung und Analyse der drei Organisationen ICW, IAS und IFFF ähnliche Quellen wie Rupp, fällt ihre Konzentration auf britische und niederländische Repräsentantinnen auf. Auch wertete sie englische Dokumente in japanischen Archiven aus. Dies stellt einerseits eine Erweiterung des von Rupp benutzten Quellenkorpus dar, bringt jedoch eine Verengung auf Aussagen von Vertreterinnen dieser beiden imperialistischen Staaten. Kontinentaleuropäische Perspektiven fließen dabei, anders als bei Rupp, die auch französische und deutsche Quellen konsultierte, kaum ein. Sandells grundsätzliche Einschätzung des Verhältnisses zwischen westlichen und nichtwestlichen Mitgliedern der besprochenen Organisationen überzeugt zwar als Ganzes, ihre Interpretation der Quellen bleibt jedoch oft holzschnittartig. Es scheint zuweilen, als ginge es vor allem darum, die Quellen möglichst konfliktfrei in die vorgegebene Hypothese des *feminist orientalism* oder anderer analytischer Kategorien zu pressen. So wandeln sich etwa die analytischen Begriffe *fact-finding*, *recruitment* oder *support*, mit denen sie die verschiedenen

Arten der Reisen von Repräsentantinnen internationaler Organisationen beschreibt, unversehens zu den Motiven dieser Reisen. Die Aussage eines IAW- beziehungsweise IFFF-Mitglieds gegen die Idee einer internationalen Tagung in Kuba 1940 interpretiert Sandell als eine klare Infragestellung der kubanischen «Schwestern» und ihrer Kompetenzen, wozu der Leserin jedoch die historische Kontextualisierung der Aussage fehlt. Das Problem liegt dabei vor allem in der methodischen Herangehensweise, die in vergleichender Weise die Organisationen zu ihren Verbindungen zwischen «West» und «Ost» befragt. Interessante Zwischentöne in den Quellen, besonders in den von ihr ebenfalls konsultierten Ego-Dokumenten, geraten in dieser Anlage zu Illustrationen oder werden grob verflacht in die übergeordnete Argumentationslinie eingebaut. Dies ist angesichts der reichen Quellenbestände, die für diese Arbeit teilweise erstmals gesichtet worden sind, bedauerlich.

Ruth Ammann (Bern)

Francisca de Haan et al. (ed.)
Women's Activism
Global Perspectives
from the 1890s to the Present

Routledge, London 2013, 201 p., £ 24,99

Aufbauend auf der umfangreichen Literatur zu imperialem, internationalem und globalem Feminismus untersucht der vorliegende Band, wie sich individuelle Akteurinnen und Frauenorganisationen unterschiedlichster Ausrichtung «für soziale Gerechtigkeit» (2) eingesetzt haben. Mit geografisch breit gefächerten Fallstudien zielt der Band darauf ab, eine verflechtungsgeschichtliche, intersektionale und antieurozentrische Perspektive auf sozialen und politischen Aktivismus von Frauen zu entwickeln. Er beschäftigt

sich mit einem Phänomen, das weiter gefasst ist als eine Globalgeschichte des Feminismus, da er das öffentliche Engagement von Frauen im weiten Feld emanzipatorischer Bewegungen verortet: "Women have increasingly, and in many ways successfully, opposed sexist, racist, colonial, capitalist and other forms of oppression." (1 f.) «Frauenaktivismus», wird in der Einleitung herausgestellt, lässt sich nicht auf Geschlechterpolitik reduzieren. Aufbauend auf intersektionalitätstheoretischen Ansätzen wird ausserdem nach der Verortung der Akteurinnen in ungleichen Produktions-, Reproduktions- und Repräsentationsverhältnissen gefragt. Wie trugen sie zu deren Wandel, wie zu deren Aufrechterhaltung bei?

Der Band kombiniert die Analyse von Austauschprozessen und Beziehungsmustern in transnationalen Begegnungsräumen mit der Demonstration lokaler Vielfalt. Der erste Teil, *Transnational Women's Activism*, thematisiert eine begrüssenswerte Bandbreite internationaler Organisationen und länderübergreifender Kontakte. Karen Offen widmet sich der kosmopolitisch-humanistischen Vision eines feministischen «Neuen Internationalismus», wie sie die massgeblich am Aufbau des *International Council of Women* beteiligte US-Amerikanerin May Wright Sewall um die Wende zum 20. Jahrhundert vertrat. Patricia von der Spuy und Lindsay Clowes untersuchen die viel beachteten Auftritte Sarojini Naidus, die als prominente Vertreterin der indischen Unabhängigkeitsbewegung in den 1920er- und 30er-Jahren Südafrika bereiste, und fragen, wie sie dort zu einer Erweiterung der politischen Partizipationsmöglichkeiten indisch-afrikanischer Frauen beitrug. Glenda Slugas Beitrag analysiert Konflikte um die Position von Frauenrechten im Formierungsprozess der UN in San Francisco (1945). Unter den wenigen beteiligten Frauen standen dabei den expliziten Frauen-

rechtlerinnen Aktivistinnen gegenüber, die sich nicht auf «Frauenthemen» festlegen lassen wollten. Den Abschluss dieses Teils bildet Chiara Bonfigliolis Beitrag zu Antifaschistinnen und Kommunistinnen im slowenisch-italienischen Grenzgebiet, deren Loyalitäten und Kooperationen sie vor dem Hintergrund der sowjetisch-jugoslawischen Beziehungen zwischen 1945 und 1957 untersucht. Vor allem auf der Leitungsebene mussten sich sowohl italienische Kommunistinnen als auch slowenische Frauenorganisationen mit der stalinistischen Verteufelung des «Titoismus» und später mit der Entstalinisierung auseinandersetzen.

Auch im Teil 2 sind globale Verbindungen präsent. So zeigt Barbara Caine, welche Bedeutung den Kontakten zu *Amnesty International*, aber auch den Reisen in die DDR und die Sowjetunion im Leben der südafrikanischen Antipartheid- und Frauenrechtsaktivistin Lilian Ngoyi (1911–1980) zukam. Transnationale Genossenschafts- und Umweltbewegungen bilden den globalen Kontext für Kiyoko Yamaguchis Studie zu Organisationen japanischer Mittelschichtshausfrauen in den 1980er-Jahren. Weitere Beiträge in diesem Teil sind die Studien von Henrice Altink zum Bemühen afrikanisch-jamaikanischer Frauen um staatsbürgerliche und zivilgesellschaftliche Teilhabe in der Zwischenkriegszeit, von Shirin Akhtar zu den Emanzipationsbestrebungen ostbengalischer Bildungsaktivistinnen und Sozialreformerinnen (circa 1890er–1960er-Jahre) und jener von June Purvis zu den geschlechter- und sexualitätspolitischen Zielen der britischen «Sufragette» Christabel Pankhurst (1880–1958). Interessant ist eine vergleichende Lektüre der Beiträge in diesem Teil vor allem im Hinblick auf divergierende geschlechterpolitische Orientierungen. In den Konzeptionen weiblicher Lebensentwürfe treten Kontraste hervor, die sich als langfristig prägend

für die Abgrenzung von «westlich-individualistischen», «afrikanischen» und anderen «maternalistisch»-feministischen Identitäten herausgestellt haben. (Dazu auch Jennifer Duncan, 192). Solche Kontraste bestehen nicht nur zwischen der britisch-militanten Mobilisierung für den «Geschlechterkampf» und der in Indien oder Westafrika immer wieder formulierten Notwendigkeit der Kooperation mit männlichen Verbündeten. Sie treten auch in den verschiedenen Biografien zutage: zwischen Pankhurst, die sich für ein erfülltes Single-Leben einsetzte, Ngoyi, die als Mutter und Grossmutter für jüngere Familienmitglieder verantwortlich war, oder der bengalischen Bildungsreformerin und radikal-feministischen Literatin Rokeya Sakhawat Hossein, die persönliche Unterstützung durch ihren Ehemann erfuhr.

Im dritten Teil des Bands werden Beziehungen von Frauen in sich wandelnden Ungleichheitskonstellationen betrachtet. Victoria Haskins untersucht komplexe Positionierungsprozesse im «weissen Australien» am Fall der Unternehmerin Yuanho Quan Sing, einer eingebürgerten Australierin chinesischer Herkunft, die für ihr Recht kämpfte, «Aborigines» als Hausangestellte zu beschäftigen – was «Asiaten» verboten war. Margaret Allens Studie verweist auf grundlegende Veränderungen in der globalen Missionspolitik der 1930er- und 40er-Jahre. Sie zeigt, wie sich die australische Missionarin und Bildungsexpertin Eleanor Rivett, Direktorin des *Women's Christian College* in Chennai, von der herabsetzenden Art abgrenzte, in der ihre britische Vorgängerin Eleanor McDougall in ihrem Buch *Lamps in the Wind* für ein internationales Publikum über ihre indischen Studentinnen geschrieben hatte. Geprägt durch die langjährige Arbeit in der *Bengal Women's Education League*, in deren Leitungsgremium sie die einzige Nichtinderin war, strebte sie ein «Geben und Nehmen in Freundschaft» mit indi-

schen Frauen an. (180) Das Problem des «Schreibens über» statt Kooperation mit den «ungleichen Schwestern» im globalen Süden wird auch in Jennifer Duncans Beitrag aufgegriffen, der den Band abschliesst. Er behandelt die Debatten um das Buch *La Parole aux négresses* der senegalesischen Feministin Awa Thiam und um weibliche Genitalverstümmelung in der Frauenbewegung in Frankreich (1978–1982). Die in Frankreich verbreitete Reduktion der Belange «afrikanischer» Frauen auf «Modernisierungsdefizite», so Duncan, ging mit einem fehlenden Dialog zwischen französischen Aktivistinnen und jenen aus dem frankofonen Afrika einher. Hier kündigen sich die Debattenkonstellationen des postkolonialen Feminismus an, der sich zwischen Universalismus, Kulturrelativismus und Rassismus verorten muss.

Insgesamt handelt es sich bei dem Band um einen lesenswerten globalgeschichtlichen Beitrag. Es finden sich nicht nur interessante Analysen zu sich wandelnden Nord-Süd-Beziehungen, sondern auch Austauschprozesse innerhalb des globalen Südens, an der Grenze von Ost und West im Kalten Krieg sowie zwischen dem globalen Süden und dem «Ostblock» werden untersucht. Auch wenn englischsprachige Literatur und Quellen dominieren, bringen die Beiträge insgesamt eine vielsprachige Quellenbasis zusammen (unter anderem Bengali, Französisch, Italienisch, Japanisch, Slowenisch), ohne die eine multiperspektivische Globalgeschichtsschreibung nicht auskommt.

Zwar bleiben einige Beiträge älteren frauengeschichtlichen Herangehensweisen der Würdigung von Pionierleistungen verhaftet (zum Beispiel Offen und Purvis). Ein Korrektiv stellt dazu stellt jedoch Caine dar, die mit ihrer Konzentration auf die schwierigen Lebensumstände Lilian Ngoyis bewusst eine Alternative zur «Heldengeschichtsschreibung» der Antiapart-

heidbewegung entwickelt. Eine weitere Begrenzung, die der Band mit älteren Ansätzen der Frauengeschichte teilt, ist die Entkopplung von Fragen der Frauenemanzipation von Geschlechter- und Sexualitätspolitik in einem weiteren Sinn. Zudem muss die Unbestimmtheit des «Aktivismus»-Begriffs angemerkt werden. So zeigt zum Beispiel Haskins zwar schlüssig das (intersektional) begrenzte Verständnis sozialer Gerechtigkeit der Unternehmerin Quan Singh. Deren individuellem Bemühen um Teilhabe an «weissen» Privilegien fehlte jedoch eine öffentlich-kollektive Dimension. Bei der genossenschaftlichen Organisierung der in vorstädtischen Wohnkomplexen lebenden japanischen Frauen, die Yamaguchi untersucht, scheinen politische Zielsetzungen kaum eine Rolle zu spielen; vielmehr ging es um die Erleichterung des Alltags, die Überwindung sozialer Isolation und die Teilhabe an einem «modernen» Lebensstil. Beide Studien sind interessante Kontrastpunkte, werfen aber die Frage auf, was unter «Aktivismus» oder «Frauenaktivismus» gefasst werden kann. Das wäre eine lohnende Frage für eine vertiefende Synthese gewesen, die – wie in vielen Sammelbänden – den Lesenden selbst vorbehalten bleibt.

Zusammengenommen ermöglichen die Beiträge neue Einsichten in die vielgestaltige Ausprägung und den Wandel der Dilemmas des Feminismus, die ihn seit Beginn begleiten. Das bezieht sich zum einen auf das Problem «hierarchischer Feministinnen», (Altink, 187) die sich lediglich um die Teilhabe an partiellen Privilegien bemühen. Zum anderen waren viele der untersuchten Aktivistinnen mit der Frage nach dem Verhältnis von Frauenemanzipation und menschlicher Emanzipation konfrontiert. Schliesslich wird in der globalen Perspektive sichtbar, wie die Motive der Organisierung und Mobilisierung von Frauen auseinandergehen: vom Streben nach individueller Subjektivität

und Unabhängigkeit zur Ermächtigung als Mütter. Die Frage bleibt, wie in globalen feministischen Debatten mit solchen Differenzen umgegangen werden kann.

Jana Tschurennev (Göttingen)

**Langewiesche Katrin (dir.)
La Mission au féminin
dans un monde globalisé**

Histoire, Monde et Cultures religieuses 30 (2014),
180 p., € 17,-

Le numéro 30 de la revue française *Histoire, Monde et Cultures religieuses* est consacré à l'histoire des Sœurs missionnaires de Notre-Dame d'Afrique, plus communément appelées les Sœurs Blanches, sur une période qui s'étend de la fin du 19^e siècle jusqu'au 21^e siècle.

Ce dossier proposé par l'anthropologue et historienne Katrin Langewiesche réunit quatre contributions originales qui abordent le rôle des sœurs missionnaires sur le continent africain en se donnant pour objectif une perspective d'intersectionnalité, c'est-à-dire qui articule une réflexion sur les rapports de pouvoir à la fois genrés et entre religieuses européennes et africaines.

Ces questionnements s'inscrivent dans le champ d'une histoire des missions chrétiennes. Le point de vue adopté par la revue en général sur le phénomène des missions chrétiennes est celui d'un «agent de globalisation», comme l'évoquent Paul Coulon et Philippe Delisle en 2007, dans «Toute une histoire...», lorsque *Histoire & Missions Chrétiennes* devient *Histoire, Monde et Cultures religieuses*. (2007, 3–10) Les deux auteurs ajoutent qu'un des buts de la revue est de rapprocher les chercheurs et les Instituts missionnaires. Les dimensions politiques et culturelles problématiques des conséquences des missions chrétiennes sur les pays colonisés,

développées par les *post colonial studies* ces dernières années, ne font manifestement pas partie des approches privilégiées par cette revue.

La première contribution, *Soigner et guérir au pays des mille collines: de l'activité sanitaire à la quête d'autonomie. Les Sœurs Blanches au Rwanda pendant l'entre-deux-guerres*, met l'accent sur l'émancipation matérielle et administrative des Sœurs Blanches établies au Rwanda de la tutelle des Pères Blancs, au début du 20^e siècle. Anne Cornet commence par mettre au jour la participation importante des Sœurs Blanches dans le secteur sanitaire local, largement délaissé par les politiques coloniales qui ont préféré le déléguer aux missionnaires, à moindre coût. Puis, elle décortique les rapports de domination établis entre les communautés missionnaires masculines et féminines: les Sœurs Blanches dépendaient étroitement des directives ainsi que du financement des Pères Blancs, et les tâches qui leur étaient dévolues dans le secteur sanitaire étaient celles qui revêtaient peu de reconnaissance sociale (charité, puériculture, évangélisation des femmes et des enfants) et dont les Pères se désintéressaient. Si l'auteure retrace bien les différentes étapes par lesquelles les Sœurs se libèrent progressivement de l'asservissement structurel imposé par les Pères Blancs, en revanche, la domination exercée par ces dernières à l'égard des religieuses africaines est peu approfondie.

Jean-Marie Bouron dans *Dominées ou dominantes? Les Sœurs Blanches dans l'ambivalence des logiques d'autorité (Haute-Volta et Gold Coast, 1912–1960)*, questionne le processus par lequel les Sœurs Blanches s'affranchissent de la subordination des Missionnaires d'Afrique. Il démontre d'une part, qu'en se donnant pour objectif de «libérer la femme africaine» de coutumes jugées patriarcales, notamment le mariage forcé, les Sœurs

Blanches ont été contraintes de réfléchir à leur propre sujétion. D'autre part, l'auteur illustre que, pour remettre en question les règles institutionnelles légitimant un rapport de force inégal, les Sœurs Blanches ont transféré les fonctions les moins valorisantes de leur travail auprès de jeunes filles africaines. C'est donc en se délestant du poids de la domination cléricale sur les évangélisées que les religieuses occidentales ont trouvé la clé de leur émancipation. Cette approche a l'avantage de mesurer les effets de la domination genrée (Pères Blancs/Sœurs Blanches) et colonialiste (Sœurs Blanches/évangélisées) sur l'institution cléricale occidentale.

Avec *Entre mères, filles et sœurs. La parenté symbolique – tremplin pour des réseaux de solidarité*, Katrin Langewiesche propose d'analyser l'évolution au 20^e et au 21^e siècles des liens entre les religieuses européennes et africaines par le biais de l'idéologie de la parenté. L'auteure démontre que la progression de la parenté symbolique établie par les Sœurs Blanches à l'égard des religieuses autochtones, est révélatrice des transformations au sein des structures de domination coloniales. En effet, du statut de «filles» jusque dans les années 1990, les religieuses africaines deviennent progressivement des «sœurs», à l'instar de la population africaine dans son ensemble qui, d'une position d'«enfant» devient un partenaire de coopération, dans une volonté de développement davantage que de mission. L'intérêt de cette démarche réside dans la mise en perspective de ce qui se joue entre les différentes échelles, notamment entre la communauté des Sœurs Blanches et le contexte plus large des hiérarchies coloniales.

Hildegunde Schmidt dans *Les Archives des Sœurs Missionnaires de Notre-Dame d'Afrique sous le regard de l'archiviste*, se présente d'entrée de jeu comme «archiviste (non professionnelle) de la Congrégation des Sœurs Missionnaires de Notre-Dame

d’Afrique à laquelle j’appartiens». Par sa contribution, l’auteure retrace tout d’abord l’histoire mouvementée des sources de la congrégation. Puis, elle présente de façon détaillée le fonds d’archives privé déposé à Rome et qui couvre la fin du 19e siècle jusqu’à aujourd’hui. Elle dresse notamment un inventaire des documents par catégories: les diaires des sœurs, les écrits rédigés par les supérieures hiérarchiques, les rapports annuels de chaque communauté, les différents bulletins, les registres et des photos. Enfin, elle esquisse quelques pistes de recherche parmi les nombreuses possibilités offertes par ce fonds, dont elle déplore la faible exploitation.

Le dossier *La mission au féminin dans un monde globalisé* est richement illustré par des photos issues des archives des Sœurs Missionnaires de Notre-Dame d’Afrique. Les articles offrent un regard critique sur les rapports de force qui se sont exercés au sein des communautés religieuses, que ce soit entre hommes et femmes (Sœurs Blanches et Pères Blancs) ou entre missionnaires et missionnées (religieuses européennes et religieuses africaines). Néanmoins, si le contrôle matériel des Sœurs Blanches à l’égard des religieuses africaines est évoqué, ses conséquences humaines sur le plan culturel sont proprement délaissées. Les représentations que les religieuses autochtones ainsi que les jeunes femmes évangélisées avaient des religieuses étrangères et de leur travail missionnaire font donc partie d’un champ qui reste encore à explorer.

Carole Villiger (Lausanne)

Livia Loosen
Deutsche Frauen in den Südsee-Kolonien des Kaiserreichs
Alltag und Beziehungen
zur indigenen Bevölkerung,
1884–1919

transcript, Bielefeld 2014, 675 S., zahlreiche Abb.,
 € 49,99

Kolonialgeschichte war lange ausschliesslich die Geschichte der weissen Männer. Im Zug der Frauen- und Geschlechtergeschichte änderte sich dies. In der Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte, die bis in die 1980er-Jahre nicht öffentlich thematisiert wurde, lag der Fokus bisher auf deutschen Frauen in «Deutsch-Südwestafrika» oder «Deutsch-Ostafrika». Der Deutsche Südsee-Kolonialismus wurde erst seit den 1990er-Jahren in deutschen Publikationen angesprochen. So schliesst der vorliegende Band, die erste umfassende alltagsgeschichtliche Studie zu deutschen Frauen in den deutschen Südseekolonien, in doppelter Hinsicht eine Forschungslücke.

Der Dissertation liegen akribische Recherchen in Berlin, Deutschland, Australien, Neuseeland und Neuguinea sowie in Privatarchive zugrunde. Loosen hat einen beeindruckenden Quellenkorpus von und zu 306 deutschen Frauen aufgespürt, nämlich zu 33 Missionarsfrauen und Missionsgehilfinnen der Neuendetelsauer Mission, 22 Missionarsfrauen der Rheinischen Mission, 14 Missionsschwestern und Missionarsfrauen der Liebenzeller Mission, 2 weiteren evangelischen Missionsangehörigen, 43 Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu (Hiltrup), 23 Steyler Missionsschwestern (Dienerinnen des Heiligen Geistes), 18 Franziskaner Missionsschwestern im Dienst der Kapuziner Mission, 17 Missionsschwestern der Gesellschaft Mariens («Maristenmission»), 35 Krankenschwestern des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die

Kolonien sowie 99 weiteren deutschen Frauen, die als Reisende, Forschende, Ehefrauen von Händlern, Kolonialbeamten et cetera vor Ort waren. Ihre deskriptiven, quellennahen Beschreibungen und Zitate sowie die illustrativ verwendeten Bildquellen machen den Text sehr detailreich und fast 700 Seiten lang.

Die Thematik sowie der klar strukturierte Aufbau überzeugen. Die Studie beginnt mit einer Einführung in die Südseekolonien und gliedert sich danach chronologisch in vier Teile: 1) Reise und Ankunft, 2) Alltag, 3) Stereotype und Begegnungen mit der indigenen Bevölkerung, 4) Krieg und Abreise. Die quellenkritische Einführung der Textquellen und die Aufbereitung der Personendaten im Anhang sind sehr gelungen und ermöglichen weitere Forschungen auf dem Gebiet. Horst Gründers These, dass die deutschen Südseekolonien eine «ausgesprochene Freizeitgesellschaft» gewesen seien, widerlegt Loosen glaubhaft. Sie hält dazu an, die Beschreibung des Alltags und der sozialen Situation je nach Wohnlage, Einkommen und Profession zu differenzieren.

Loosen unterscheidet die institutionell geförderte von der individuellen Ausreise und zeigt, dass – im Gegensatz zu «Deutsch-Südwestafrika» – Pull-Faktoren für die Ausreise deutscher Frauen in die Südseekolonien eine grössere Rolle spielten als Push-Faktoren. Das vorherrschende Rollenbild der «deutschen Kolonialfrau», die deutsche Kinder gebären, ihren Pflichten als Mutter, Haus- und Ehefrau nachkommen und «einen wichtigen spezifisch weiblichen Beitrag zur Kolonisierung» leisten, «deutsche Kultur in den Kolonien festigen und verbreiten» sowie «fleissig, sittsam, opferbereit, bodenständig und natürlich» (591) sein sollte, habe die Frauen geprägt. Es habe keine emanzipatorische Bewegung der Frauen gegeben, aber eine Erweiterung der Handlungsspielräume. «Klassisch weibliche» Tätigkeiten» hätten

eine ideelle Aufwertung erfahren. Berufstätige Frauen hätten mehr Verantwortung getragen und komplexere Aufgaben übernommen. Loosen stärkt die Geschlechterdifferenz und schwächt die Autonomie der Frauen. Die Studie ist weniger theoretisch als empirisch und ein Beitrag zur Frauen-, nicht zur Geschlechtergeschichte.

Aufgrund der einseitigen Quellenlage, so Loosen, sei es nicht möglich, die subalterne Perspektive zu beleuchten. Um diesem ihr bewussten Manko entgegenzuwirken, interpretiert sie besonders sorgfältig und vorsichtig. Es gelingt ihr, die Komplexität der interkulturellen Beziehungen aufzuzeigen. Während Topoi wie «edle Wilde» vorwiegend für Polynesier und Mikronesier und «wilde Menschenfresser» für Melanesier Verwendung fanden, (598) und das indigene Personal stereotyp als «faul» und «unsauber» kritisiert wurde, seien die deutschen Frauen «Mischehen», «Mischlingen» und «halbweissen» Frauen gegenüber viel offener gewesen als im sozial heterogeneren «Deutsch-Südwestafrika». Die deutschen Frauen in den Südseekolonien hatten ein grosses Interesse an indigenen Kulturgütern und Bräuchen. Sie nahmen die lokale Bevölkerung jedoch nicht als gleichwertig wahr. Missionsfrauen hatten zwar einen engeren Kontakt, fühlten sich aber ethnisch und religiös überlegen. Loosen zeigt, dass die ethnische Identifikation stärker war als die Klassensolidarität, dass die Religionszugehörigkeit eine weitere Identifikationsmöglichkeit über die ethnischen Grenzen hinweg bot. Mit Sätzen wie «Viele wollten gerne von den Weissen lernen, mit ihnen Handel treiben und von der angebotenen medizinischen Versorgung profitieren» (606) reproduziert sie die Suprematie der Deutschen. Wie der Titel bereits nahelegt, handelt es sich um keinen Beitrag zur neueren Kolonialgeschichte.

«Wie schreiben, ohne ungewollt Asymmetrien zu reproduzieren?», fragt die

Historikerin Bettina Brockmeyer am Ende ihrer Rezension des Buchs. (H-Soz-Kult, 7. 4. 2015, <http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-23476>) Sie spricht dabei die Asymmetrien zwischen «Kolonialisierten» und «Kolonialisierenden» an. Lora Wildenthal konstatiert, dass «Melanesian, Polynesian, and Micronesian colonial subjects, Chinese laborers, cooks and servants» zwar «a recurring presence» im Buch hätten, fragt aber: “Who will research their lives?” (*Neue Politische Literatur*, 59/1 [2014], 473) Hayden White sagte in einem Interview, dass die Geschichtsschreibung von HistorikerInnen «immer ideologisch geprägt gewesen sei». Er sprach von *progressive historiography*, denn wir analysieren «die Vergangenheit nicht, um herauszufinden, was wirklich passiert war, oder eine Genealogie und dadurch eine Legitimation für die Gegenwart zu finden, sondern um zu eruieren, was es braucht, um eine Zukunft anzuvisieren, die wir lieber erben würden, als eine, die wir gezwungenermassen erdulden müssen». (Ewa Domanska, «A Conversation with Hayden White», *Rethinking History* 12/1 [2008], 19) Mit ihrer Studie macht Loosen keinen Versuch, soziale Hierarchien aufzubrechen, gewagte Thesen zu verfolgen und uns zu zeigen, dass das interkulturelle Zusammenleben in den deutschen Südseekolonien eigentlich anders war, als wir es erwarten würden. Wenn sie vom «Rollenbild der deutschen

Frau» spricht, unternimmt sie auch keinen Versuch, die stereotypen Vorstellungen der Geschlechtercharaktere und weiblichen beziehungsweise männlichen Sphären der Gesellschaft aufzubrechen.

Auf die Frage des Verlagshauses, warum ihr Buch nicht zu den «Büchern, die die Welt nicht braucht», gehört, antwortet Loosen: «Welches Buch «braucht» die Welt schon wirklich?», und fügt an, dass ihr Buch die deutsche Kolonialgeschichte mit dem bisher vernachlässigten Blick auf die Südseegebiete und auf Frauen in doppelter Weise «komplettiere». Am liebsten würde sie ihr Buch mit den Frauen diskutieren, über die sie schreibt oder mit ZeitgenossInnen, «die diesen Teil der deutschen Geschichte für zu unbedeutend halten, um ihn wissenschaftlich zu untersuchen». (<http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2836-4/deutsche-frauen-in-den-suedsee-kolonien-des-kaiserreichs>, 26. 9. 2015) Das Buch ist für LeserInnen geschrieben, die nicht viel über den deutschen Kolonialismus in der Südsee wissen, aber auch sehr lesenswert für ExpertInnen. Es ist als Standardwerk über deutsche Frauen in den Südseekolonien allen zu empfehlen, die sich für Alltags-, Frauen- und Kolonialgeschichte interessieren und besonders denjenigen, die Frauen in der Lehre, Forschung und Vermittlung von Kolonialgeschichte bisher vernachlässigt haben.

Tanja Hammel (Basel)

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Kanton Nidwalden (Hg.) Geschichte des Kantons Nidwalden Von der Urzeit bis in die Gegenwart

Historischer Verein Nidwalden, 2 Bände, 200 und 232 S., 280 Abb., 15 Fig., 11 Tab. und 14 Karten/Pläne, Stans 2014, Fr. 90.–

Zahlreiche, meist vielbändige Kantons-geschichten (unter anderem Schwyz, St. Gallen) sind in den letzten Jahren erschienen. Unter diesen ragt die kompakte, wunderbar bebilderte und schön gesetzte Nidwaldner Kantonsgeschichte heraus. Die beiden Bände vermitteln nicht nur einen kritischen Umgang mit der Nidwaldner Geschichte, sondern sie argumentieren meist auch auf internationalem Forschungsstand. Zahlreiche AutorInnen haben zum geglückten Projekt beigetragen, unter ihnen einige junge, engagierte HistorikerInnen. Der erste Band umfasst die «Urzeit» bis zum Jahr 1850 und behandelt im ersten, archäologisch dominierten Teil die interessanten Pfahlbauausgrabungen von Kehrsiten. Der zweite Teil führt in die unmittelbare Gegenwart. Die Periodisierung mag auf den ersten Blick erstaunen, dauert doch die «Vormoderne» nach dem Verständnis der Herausgeber bis ins Jahr 1850. Doch die «Rückständigkeit» des Halbkantons (beispielsweise weitgehend fehlende Industrialisierung und Urbanisierung, Dominanz des barocken Katholizismus und des politischen Klientelismus) lassen diese Zeiteinteilung

sinnvoll erscheinen. Wo Forschungslücken klafften, sind diese durch Archivarbeiten zumindest ansatzweise geschlossen worden. Statistiken und Tabellen zeugen vom Forschungseifer der beteiligten WissenschaftlerInnen. Zum homogenen Erscheinungsbild tragen die klar strukturierten Epochenabschnitte bei. Neben demografischen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen kommen Kultur, Religion, Kunst und die in Nidwalden besonders bedrohlich erscheinenden Naturgewalten nicht zu kurz. Dem Rezensenten besonders gefallen hat die mehrfach angewandte Perspektive «von unten» auf den Alltag der «einfachen» NidwaldnerInnen. Armenhüser, Bettlerinnen, Hexen, Zugewanderte und Auswandernde, sie alle erhalten ihre Stimme. Dass diese Konflikte nicht scheuten und oft in Opposition zu den herrschenden Oligarchen traten, machte die seit dem Spätmittelalter quellenmässig fassbare «Landsgemeindedemokratie» möglich. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wurden Konflikte zwischen «Bauern» und «Herren», später zwischen Konservativen und Liberalen oder zwischen Befürwortern und Gegnern des gigantischen Bannalp-Stauwerks bisweilen handfest ausgetragen. Der Klerus mischte dabei munter mit, mal auf der einen, mal auf der anderen Seite. Oft war er in sich gespalten, sodass das namentlich bei liberalen Protestanten immer noch gängige Bild eines homogenen Katholizismus zu Recht in

Schieflage gerät. Die AutorInnen räumen auch mit anderen Geschichtsmythen auf. Hier ernten die SchülerInnen, was der Zürcher Mediävist Roger Sablonier einst gesät hat. Nicht mehr «Burgenbruch», Österreichfeindschaft oder Tell-Sage, sondern handfeste wirtschaftliche und politische Interessen einer sich neu konstituierenden, exportorientierten und später den Soldatendienst organisierenden Oberschicht standen am Anfang der lange Zeit als «Befreiungskampf» titulierte Entwicklung. Dass dem Nidwaldner «Nationalhelden» Arnold von Winkelried im ersten Band kaum mehr als eine Fussnote gewidmet wird, spricht für diesen recht radikalen, mutigen Ansatz. Manchmal werden Sabloniers Thesen (etwa «Verdorfung», «Adel im Wandel», Relativierung des eidgenössischen Bundessystems) etwas gar brav abgespult. Doch insgesamt bewährt sich das konsequente Festhalten an Ergebnissen der universitären Forschung durchaus.

Andere identitätsstiftende Ereignisse der Nidwaldner Geschichte werden kritisch gewürdigt, so das berühmt-berühmte «Franzosenmassaker» von 1798, das noch heute sehr präsent ist. In der neueren Geschichte sind dem Rezensenten neben vielen anderen interessanten Beobachtungen zwei Dinge ins Auge gestochen: einerseits die sehr lange extrem schlank gehaltene Bürokratie, andererseits die in diesem Mass wohl auch in der Zentralschweiz einzigartige «Amerikanisierung» der Freizeitkultur nach 1950, die sich in Bikertruffs oder der Liebe für Countrymusik und -festivals äusserte. Der Aufstieg der SVP im einst treu katholisch-konservativ wählenden Nidwalden (wobei die Christlichsozialen eine Macht waren), die Abschaffung der Landsgemeinde sowie die Zersiedelung des einst heftig umkämpften, stets knappen fruchtbaren Bodens sind weitere fundamentale Entwicklungen im kleinen Halbkanton. Offene Fragen bleiben und werden auch formuliert. Das ist

eine der Stärken dieser lesenswerten Kantongeschichte, der man eine Leserschaft über die Region hinaus wünscht.

Fabian Brändle (Zürich)

Gesine Krüger, Aline Steinbrecher, Clemens Wischermann (Hg.)

Tiere und Geschichte

Konturen einer Animate History

Franz Steiner, Stuttgart 2014, 307 S., € 49,-

Nicht nur eine neue Herangehensweise in den Geschichtswissenschaften, auch eine neue Bezeichnung dieses Fachgebiets fordert der 2014 erschienene Sammelband *Tiere und Geschichte*. Die Forderung, Tiere als Teil der Geschichte zu begreifen, ist indes nicht neu, und Tiere nehmen in der deutschsprachigen Geschichtsschreibung der letzten Jahre immer mehr Raum ein. Allerdings ist der vorliegende Band der erste Versuch einer Systematisierung der bisherigen Forschung. Diese muss sich allerdings noch stark an empirischen Studien aus dem angelsächsischen Bereich orientieren, denn im Vergleich zu den zahlreicheren eher programmatischen Schriften sind die deutschsprachigen empirischen Studien noch rar.

Mit viel Verve versucht der Band tatsächlich, nichtmenschliche Tiere als Akteure in der Geschichte ernst zu nehmen und vor allem die tierzentrierten Ansätze der *human animal studies* für die Geschichtswissenschaften fruchtbar zu machen. Letztere werden in der Einleitung der HerausgeberInnen beschrieben und teilweise bewertet. Hierbei spielt zunächst der nicht unumstrittene Begriff der *agency* eine zentrale Rolle. Weiterhin unterscheiden die HerausgeberInnen drei Hauptströmungen der (historisch orientierten) *human animal studies*, die in der historischen Entwicklung dieser Forschungsrichtung zentral waren. Die ersten Studien

verfolgten zunächst einen «Repräsentationsansatz», in dem es vor allem um (historische) Einstellungen gegenüber Tieren in ideengeschichtlicher Perspektive ging. Der zweite Ansatz wird als «universalistisch» beschrieben. Dieser stehe vor allem mit Tierrechtsdebatten in Verbindung und konzentriere sich auf Gefühle und Rechte der Tiere. Schliesslich wird der «individuelle» Ansatz behandelt, welcher vor allem den Zugang zu individuellen Tieren sucht. Die HerausgeberInnen beschreiben danach ihren Ansatz einer *animate history* als Beziehungsgeschichte und gehen auch auf methodische und theoretische Erweiterungsmöglichkeiten ein. Diese kreisen um die Begriffe «soziologischer Interaktionismus», «Ethologie» und «Praxeologie» und widerspiegeln insofern aktuelle Debatten, die auch in anderen kulturhistorisch ausgerichteten Bereichen der Geschichtswissenschaften diskutiert werden.

Die einzelnen Beiträge behandeln dann, wie Tiere in bestimmten Teilbereichen der Geschichtswissenschaften reflektiert und untersucht werden (können). Vielfach wird in diesen Beiträgen auch das Verhältnis zu den *human animal studies* beleuchtet. In elf Beiträgen werden Bilder (Mark Hengerer), Gefühle (Pascal Eitler), Geschlecht (Carola Sachse), Gesellschaft (Clemens Wischermann), Imperium (Gesine Krüger), Medien (Stefan Zahlmann), Politik (Mieke Roscher), Rasse (Boris Barth), Raum (Aline Steinbrecher), Wirtschaft (Heinrich Lang) und Wissenschaft (Mitchell G. Ash) behandelt. Das Panorama ist durchgehend weit und die Verarbeitung der bisher erschienenen Literatur recht umfassend. Das einzige Manko bildet die doch deutliche Epochenbeschränkung in den Beiträgen. Hier gehen die BearbeiterInnen nur selten über diejenigen Zeiten hinaus, die sie selbst erforschen. Es überwiegen im Übrigen die Beiträge zur Frühen Neuzeit und zur Zeitgeschichte. Dies mag auch an den bisher entstandenen

Studien mit diesem Schwerpunkt liegen.

Der Band und die einzelnen Beiträge zeichnen sich durch ein hohes Niveau aus, sie orientieren sich wie ein Grossteil der *human animal studies* theoretisch hauptsächlich an Bruno Latour und der Akteur-Netzwerk-Theorie. Hiermit soll vor allem die historisch wirkmächtig gewordene Unterscheidung von menschlichen und nichtmenschlichen Subjekten aufgelöst werden. Es überwiegen Ansätze die von einer symmetrischen Behandlung ausgehen und insbesondere nach tierlichen Handlungsräumen in der Geschichte suchen. Dies ist methodisch und epistemologisch freilich nicht ganz unumstritten und im Band fehlt es mitunter an einer engagierten Reflexion dieser Problematiken. Studien, in denen das Mit- oder auch Gegeneinander von nichtmenschlichen und menschlichen Lebewesen thematisiert wird, die allerdings von einer unhintergebar anthropozentrischen Perspektive ausgehen, werden nicht rezipiert. Hier wären sicher produktive Auseinandersetzungen mit Teilen der aktuellen Umweltschichte möglich gewesen.

Insgesamt bietet der Band aber eine Vielzahl von Anregungen und wird in der Lehre sicher sehr gut einsetzbar sein. Es werden Debatten thematisiert und neue Perspektiven entwickelt. Da grundsätzliche aktuelle geschichtswissenschaftliche Methoden und Herangehensweisen ebenfalls reflektiert werden, kann der Band denjenigen Anregungen bieten, die sich nicht im Speziellen für nichtmenschliche Lebewesen interessieren. Er ist als Bibliografie und Handbuch für ein produktives Feld der Geschichtswissenschaften nützlich und lädt zur Auseinandersetzung ein. Ob der von den HerausgeberInnen geprägte Neologismus *animate history* allerdings glücklich gewählt ist, mag dahingestellt bleiben. Im Englischen schwingt hier doch zu sehr der frühneuzeitliche Diskurs über die Seelenfähigkeit von Tieren mit. Dies

kann freilich nicht ganz beabsichtigt sein, wenn es um eine symmetrieorientierte Behandlung des historisch Lebendigen gehen soll.

Dominik Hünninger (Göttingen)

François Walter
Hiver
Histoire d'une saison

Editions Payot & Rivages, Paris 2014, 452 S., € 25,- / Fr. 38.80

Mit seinem Werk *Hiver* legt François Walter, wie er selbst postuliert, eine Kultur- und Umweltgeschichte der Jahreszeit Winter vor. Walter fragt dabei insbesondere nach gesellschaftlichen, symbolischen und praktischen Gesichtspunkten im Hinblick auf den Winter. In der Einleitung führt der Autor eine Reihe von Aspekten an, in denen sich die LeserInnen mit ihren persönlichen Erfahrungen wiederfinden können. Darunter fallen Erinnerungen an die Winter der Kindheit, die Beschwerlichkeiten eines Schul- oder Arbeitswegs während eines strengen Winters oder der Umstand, dass der Schnee auf den Strassen des Mittellands mit grossem Aufwand möglichst ganz geräumt wird, während anderswo ungeachtet der vorherrschenden Witterung mit ähnlichem Aufwand Skipisten mit Schneekanonen beschneit werden. François Walter bezieht in seine Überlegungen vor allem Zentral- und Westeuropa von der Antike bis zur Gegenwart ein, hin und wieder blickt er auf Russland, Kanada und Skandinavien. Der Autor beginnt jedes der neun Hauptkapitel mit einem Gedicht oder einem Zitat aus der Literatur, das einen Bezug zum Winter oder zu einem winterlichen Phänomen hat.

Im ersten Kapitel wird der Winter als Jahreszeit vorgestellt, in welcher der (moderne) Jahreswechsel stattfindet und die in der zyklischen Vorstellung des Jahres

für den Tod steht. Die Wahrnehmung des Winters als Jahreszeit kann stark schwanken, wobei sich auch die klimatischen Bedingungen des Winters verändern. Walter zeigt weiter die Bedeutung des Begriffs *hiver* in verschiedenen Epochen der Geschichte auf.

Im folgenden Kapitel diskutiert der Autor die astronomischen Gründe für die Jahreszeiten und die unterschiedlichen Vorstellungen, die in vergangenen Epochen existierten. Weitere Themen sind die Geschichte der Entwicklung von Messinstrumenten in der Meteorologie, die Erkundung polarer Regionen sowie die Beschaffenheit und das Auftreten von Eis und Schnee.

Im Zentrum des dritten Kapitels stehen Erkenntnisse aus der Historischen Klimatologie. Walter fokussiert dabei auf auffallende Winter in den letzten Jahrhunderten ebenso wie auf die Ursachen für schwankende Temperaturen und Niederschläge im Winter. In einem Exkurs zeigt er auf, inwiefern sich die Darstellung des Winters in der europäischen Kunst vom ausgehenden Mittelalter an wandelte. Er bringt das verstärkte Interesse der Künstler und des Publikums an Winterdarstellungen mit dem Klimawandel in der «Kleinen Eiszeit» in Verbindung.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit mehreren Aspekten rund um die Geschichte des Kalenders, beginnend mit der Sonnenwende. Gerade dieses Datum wurde in vielen Kulturen mit mythologischen Ereignissen ausgestattet. Auch für das Christentum sind die Adventszeit und Weihnachten von grösster Bedeutung und in vielen Regionen mit Brauchtum verbunden, das nicht selten vorchristliche Wurzeln aufweist. In der Moderne nimmt Weihnachten auch einen wichtigen Platz als Familienfest ein. Weitere hervorragende Stationen im Festtagskalender stellen Epiphanie beziehungsweise der Dreikönigstag, Karneval, Mariä Lichtmess und

die Fastenzeit vor Ostern mit ihrem jeweils spezifischen Brauchtum dar.

Der Einfluss winterlicher Witterung auf Mikroorganismen, Flora und Fauna sind Themen des fünften Kapitels, wobei Walter ein besonderes Augenmerk auf die Getreideproduktion und die Verbreitung von Krankheiten legt (bis hin zur Winterdepression und wie man ihr entfliehen kann).

Ein weiteres grosses Themenfeld, nämlich Strategien, wie die Menschen den Winter bewältigen, bildet den Inhalt des sechsten Kapitels. Der Autor stellt dazu Auszüge aus Berichten von Abenteuerreisenden des 18. und 19. Jahrhunderts in den hohen Norden Skandinaviens und Kanadas vor, die berichten, wie Menschen mit Skiern Rentierherden beziehungsweise mit Schneeschuhen Karibuherden folgten. Andere Strategien bestehen aus der Schneeräumung von Strassen in Siedlungen und dem Beschneien von Skipisten. Schnee und Kälte haben zudem einen grossen Einfluss auf die Verkehrswege. Einerseits ermöglicht der Schnee die Verwendung von Schlitten und erleichterte den Transport von Holz und Heu, andererseits erschwert Glatteis die Fortbewegung in den Siedlungen und Städten erheblich. Schneepflüge waren notwendig, um Strassen nutzbar zu halten. Architektur und angepasste landwirtschaftliche Techniken, die auf Regionen mit langem Winter und viel Schnee zugeschnitten sind, sowie winterfeste Kleidung und Heizmöglichkeiten runden dieses Kapitel ab.

Die Schrecken des Winters bilden den Inhalt des siebten Kapitels, wobei Walter mit den Erfahrungen von Soldaten in verschiedenen Winterkriegen beginnt, sei es beim Übergang über die Beresina 1812 oder in der Kesselschlacht von Stalingrad 1942/43. In diesem Kapitel präsentiert der Autor auch die gefürchteten Begegnungen mit Wölfen sowie die Zerstörungen durch Lawinen im Gebirge und die wiederkeh-

renden Erfahrungen mit winterlichen Hochwassern und Überschwemmungen.

Da im Winter viele Arbeiten ruhten, genossen wohlhabende Menschen die Zeit mit gesellschaftlichem Austausch oder Wintersport, während die Armen unter Entbehrung, Hunger und Kälte litten, wie im zweitletzten Kapitel beschrieben wird.

Abschliessend geht der Autor auf Allegorien, Metaphern und Darstellungen ein, die mit dem Winter in Musik, Malerei, Bildhauerei und Literatur in Bezug stehen.

Die Idee, der Jahreszeit Winter unter kultur- und umwelthistorischen Gesichtspunkten auf den Zahn zu fühlen, ist absolut bestechend, und es ist François Walter mit seinem Werk, das über einen ausführlichen wissenschaftlichen Apparat verfügt, in grossartiger Weise gelungen, sowohl ein Fachpublikum als auch interessierte Laien anzusprechen. Der Autor thematisiert dabei sowohl die Naturphänomene an sich wie auch die Sinneswahrnehmung derselben. Regelmässig gibt er darüber hinaus einen profunden Einblick in die Wissensgeschichte verschiedener Aspekte, die mit dem Winter verbunden sind. François Walter wählt dabei verblüffende Themenkombinationen, die sehr überzeugend sind. Es bleibt zu hoffen, dass das Werk auch ins Deutsche übersetzt wird.

Chantal Camenisch (Bern)

Beccaria

Revue d'histoire du droit de punir 1 (2015)

Georg, Chêne-Bourg 2015, 227 p., Fr. 25.–

Ce premier numéro de *Beccaria* publie neuf communications présentées en octobre 2012 à l'Université de Genève dans le cadre de la seconde journée d'études DAMOCLES, consacrée à «La peine de mort de l'Antiquité à aujourd'hui: doctrines, pratiques et représentations». L'édi-

torial est signé par Michel Porret, rédacteur en chef de la revue, qui présente Cesare Beccaria (1738–1794), célèbre juriste et philosophe des Lumières, auteur du traité *Des délits et des peines* (1764), véritable «best-seller» de son temps, contenant un chapitre consacré à la peine de mort, à laquelle le criminaliste italien s’opposait.

Les contributions sont présentées selon un ordre chronologique. C’est ainsi Jérôme Bourgon qui ouvre le bal avec un article intitulé «Ceux qui ont été exécutés ne peuvent être ressuscités». Heurs et malheurs de l’abolitionnisme dans la Chine impériale». Il y relativise «la légende dorée de l’abolition», issue d’un décret promulgué sous la dynastie des Tang en 747, précisant que l’autre extrême, «la légende noire des supplices chinois», n’est pas plus juste. Une transformation a toutefois bien eu lieu entre le 2^e et le 6^e siècles: un discours humaniste aurait ainsi anticipé de beaucoup les discours abolitionnistes des Lumières. Le texte du 8^e siècle n’aurait pas aboli la peine de mort, mais l’aurait modifiée: à la strangulation et à la décapitation aurait fait place la peine capitale à coups de bambou «jusqu’à ce que mort s’ensuive». Les abolitions proclamées au fil des siècles contrastent avec de fréquents retours à des peines du passé; or, selon Jérôme Bourgon «un excès d’humanitarisme encourage le crime et augmente mécaniquement le nombre d’exécutions». L’exemple chinois montre «qu’aucune abolition n’est définitivement acquise», les substituts pouvant, en outre, occasionner une égale quantité de souffrances.

Elio Tavilla explique ensuite que la peine de mort s’est imposée dans le droit romain surtout avec la *cognitio extra ordinem* et avec la catégorisation des crimes de lèse-majesté. Dans son *Corpus Juris Civilis*, Justinien n’a pas apporté d’éléments significatifs par rapport à la systématisation des lois pénales, si bien que la justice criminelle est devenue l’affaire

des législateurs à l’échelon communal ou princier, sans doute davantage préoccupés par la répression des dissidences politique ou religieuse. La peine de mort a alors subi l’influence de l’exercice discrétionnaire du pouvoir politique et de l’appareil judiciaire, rarement limité par les principes doctrinaux du *jus romanum*.

Claude Gauvard, dans *Le public et l’exécution capitale au Moyen Age*, revient sur une thématique qu’elle a déjà largement développée ailleurs, mettant en exergue l’importance du public dans le rituel de mise à mort, qui suit et contrôle son déroulement. La peine capitale fait l’objet d’un «consensus de valeurs partagées» entre le public et les juges.

Dans *La peine de mort en France au XVI^e siècle*, Michel Nassiet évoque l’évolution des méthodes répressives, rappelant que, si certains crimes (blasphème ou rapt) ont débouché sur la mise à mort du condamné, alors que cela n’était pas le cas auparavant, la fréquence de la peine capitale infligée à des crimes habituellement punis de la sorte (homicide ou vol) a baissé dans plusieurs parlements dans les années 1540, en raison de la diversification de l’éventail des peines (notamment celle des galères). Cette baisse doit aussi être mise sur le compte de l’arbitraire du juge, qui a conduit à individualiser les peines selon les circonstances. Dans l’ensemble, Michel Nassiet constate un recul de la violence dans les condamnations, à l’exception de la roue, mais qui demeure rarement appliquée.

Anne Carol, dans *La peine au-delà de la peine. Le corps du supplicié dans la France du XIX^e siècle*, s’intéresse au «résidu» que la peine de mort «laisse derrière elle», en particulier à la suite d’une décapitation par guillotine. La gestion du «cadavre-objet» et l’émergence d’un «corps-sujet» à la fin du 19^e siècle, période à laquelle une nouvelle sensibilité collective entoure les exécutions capitales,

sont au cœur du débat. Les «outrages cadavériques» sont intolérables et le respect de la paix des morts est loué par la presse (affaire Pranzini en 1887).

Dans sa contribution richement illustrée, «Le rire et la guillotine. La montée de la dégoûtation: caricaturistes, dessinateurs de presse et exécutions capitales à la Belle Epoque», Frédéric Chauvaud indique que, entre les années 1890 et 1910, les caricatures et les dessins de presse peignent à imaginer les condamnés à mort, au même titre que les acteurs de l'exécution capitale, à l'exception du bourreau. Une autre stratégie satirique est alors élaborée, «entre révolte et curiosité morbide», cherchant à provoquer le rire, en connivence avec le lecteur, et ayant pour but «une visée réparatrice».

Xavier Rousseaux, dans «Les derniers condamnés à mort dans la pratique pénale belge (1830–1962)», précise qu'il n'est pas simple d'identifier clairement quel fut le dernier individu exécuté. Si le nouvel Etat belge conserve le code pénal napoléonien de 1810, qui prévoit que «tout condamné à mort aura la tête tranchée», des voix dissidentes se font entendre après la Révolution belge. Depuis 1830, seuls l'homicide qualifié et le vol suivi d'homicide font encore l'objet d'une exécution sur la place publique, l'exposition étant par ailleurs supprimée par le code de 1867. L'exemple belge illustre les divergences d'opinion entre les tenants et les opposants à la peine de mort, celle-ci demeurant acceptée surtout dans le contexte de l'état de guerre; et donc que la monopolisation de la violence légale par l'Etat nécessite une légitimation populaire.

Dans son article «La «peine de mort avec sursis» en Chine. Comparer les pratiques impériales et communistes en Chine», Ning Zhang affirme que la peine de mort avec sursis, qui prévoit la commutation de la peine capitale en emprisonnement perpétuel si le condamné ne

commet aucune infraction durant les deux premières années de sa détention, n'est pas particulière à la Chine contemporaine mais fait écho à une pratique qui remonte à la dynastie des Qing (1644–1911). S'il existe des analogies entre ces deux régimes punitifs, il y a une différence à faire entre «l'esprit des institutions de l'Empire et la réalité des pratiques de l'Etat communiste». Les juristes contemporains auraient donc tort de prôner la peine capitale avec deux ans de sursis en la motivant par l'invocation d'une continuité des usages impériaux et maoïstes.

Enfin, André Kuhn articule sa contribution, intitulée «La peine de mort aujourd'hui: dissuasion ou brutalisation?», autour d'une réflexion de base: pourquoi punir? Pourquoi punir par la mort? Il rappelle que les sanctions pénales radicales, comme la peine de mort (mais peut-être aussi d'autres peines, moins extrêmes), «ne font probablement pas *baisser* la criminalité mais, bien au contraire, peuvent la faire *augmenter* par un effet de brutalisation». C'est ainsi l'utilité même du droit pénal que questionne le criminologue, concédant que «toute criminalisation équivaut à un aveu d'échec d'une politique sociale». Pour être davantage efficace, il s'agirait donc de substituer à la justice violente, une résolution non pénale des conflits. Fondant son argumentation sur le fait qu'«aucune norme pénale n'est éternelle», André Kuhn prédit, enfin, que le droit pénal contemporain est amené à se réformer totalement, voire à disparaître.

L'approche de ce numéro répond à une problématique juridique pensée sur la très longue durée, sans contrainte géographique et aborde tant l'histoire institutionnelle, que sociale, politique et culturelle. Le spectre est très large, probablement trop, allant du *jus romanum* au droit pénal chinois contemporain, mais il s'agit de la première pierre d'une série qui entend développer la question de la mort en tant

que peine infligée par l'Etat. C'est avec grand intérêt qu'on attend la suite de cette nouvelle revue annuelle dédiée à Cesare Beccaria, son œuvre et sa réception. La revue entend également publier des sources inédites permettant d'«historiciser l'évolution des idées, des pratiques et de l'imaginaire du droit pénal». (10) Les personnes intéressées peuvent faire parvenir leur texte à la rédaction, qui le fera examiner par un comité international scientifique de lecture. *Beccaria* est ainsi promise, nous le souhaitons, à un bel avenir.

Lionel Dorthe (Fribourg)

Roland Flückiger-Seiler
Berghotels zwischen Alpweide
und Gipfelkreuz
 Alpiner Tourismus und Hotelbau
 1830–1920

Hier + Jetzt, Baden 2015, 264 S., zahlreiche Abb., Fr. 89.–

Vor 200 Jahren, am 14. August 1816, öffnete das erste Gasthaus auf der Rigi seine Pforten. Es war das erste für Touristen in den Schweizer Alpen errichtete Gasthaus überhaupt. Schon vorher gab es Gasthäuser – für Pilger an Wallfahrtsorten, für Reisende in Städten, an Handelsrouten und auf einzelnen Pässen. Die Touristen aber reisten um der Reise und dessen willen, was sie dabei zu sehen bekamen. In der Schweiz war dies vor allem die Natur: Seen, Berggipfel, Sonnenauf- und -untergänge. Die Rigi war dafür prädestiniert. Und so wurde der Berg in der Zentralschweiz zu Beginn des 19. Jahrhunderts einer der ersten Hotspots des internationalen Tourismus.

Das erste Rigi-Gasthaus war eine bessere Alphütte. Es verfügte über drei Gästezimmer und sechs Betten. Initiiert hatte es der Einheimische Joseph Martin Bürigi-Ulrich, der bereits ein Gasthaus für

Pilger in Rigi-Klösterli betrieb. Dass es nicht einfach um eine Hütte, sondern eher um ein Leuchtturmprojekt ging, zeigt das prominent besetzte Unterstützungskomitee. Ihm gehörten etwa der Reiseschriftsteller Johann Gottfried Ebel und Hans Conrad Escher von der Linth an. Das Geld wurde teils mittels eines Spendenaufrufs aufgetrieben – heute würde man dies Crowdfunding nennen.

Der Architekturhistoriker Roland Flückiger-Seiler schildert in seinem Buch *Berghotels* die Anfänge und den folgenden grossen Aufschwung der Schweizer Berghotellerie im 19. und im frühen 20. Jahrhundert. Zudem rollt er kurz und präzise die Vorgeschichte auf. Wie Forscher ab dem 16. Jahrhundert die Alpen entdeckten, wie Dichter im 18. Jahrhundert mit ihren Berichten bewirkten, dass sich die öffentliche Wahrnehmung des Gebirges allmählich vom «Abscheulich-Schrecklichen zum Schaurig-Schönen und zum Erhabenen» (17) wendete. Wie die Alpen Teil der Grand Tour, der Bildungsreise adliger Söhne, wurden. Und wie die Briten im 19. Jahrhundert die Schweizer Bergwelt eroberten, mit den Erstbesteigungen fast aller Gipfel bis um 1865, als Edward Whymper und seine Crew das Matterhorn erklimmen. Flückiger-Seiler zeigt auch auf, was den Massentourismus der Belle Epoque in der Schweiz ermöglichte, nämlich die Erschliessung des Gebirges zunächst mit Strassen, dann mit Eisenbahnlinien und schliesslich mit Bergbahnen. All dies kurbelte die Nachfrage nach Gästebetten an – und die wurde gestillt. Waren Pfarrer vielerorts die ersten Gastgeber der Touristen, so boomte der Hotelbau in den Bergen ab etwa 1850 bis 1875 und zwischen 1890 und 1914.

Die Rigi ist das Paradebeispiel dieser Entwicklung. 1870 wurde der Berg mit der ersten Bergbahn Europas erschlossen, 1875 standen auf Rigi-Kulm drei grosse Hotels. Weitere Hotels entstanden überall

dort, wo die Aussicht schön war und eine Bahn (1875 gab es bereits drei) hinkam.

Seiler fokussiert im vorliegenden Buch auf die Hotels, die auf Alpweiden oder noch weiter oben im Geröll gebaut wurden. Zunächst einfache Häuser, wie die erste Hütte auf der Rigi oder jene auf dem 2681 Meter hohen Faulhorn im Berner Oberland (1832), Gebäude, die von Einheimischen gebaut wurden, mit dem Material, das in der Nähe vorhanden war: Stein und Holz. Der Komfort war anfangs bescheiden, was aber nicht einmal gekrönte Häupter fern hielt, so gross war die Attraktivität der Felsen und Gletscher. Die englische Königin Victoria etwa verbrachte im Sommer 1868 drei Nächte auf dem Furkapass im Hotel «Furka», wo sie nachts offenbar schrecklich fror, sich tagsüber aber an «der einzigartigen Berg- und Pflanzenwelt» erfreute. (141)

Bis zur Ausbreitung des Wintertourismus um die Jahrhundertwende wurden die Hotels in den Bergen fast ausschliesslich für den Sommerbetrieb gebaut, also mit einfachen Verglasungen und nur wenigen beheizbaren (Gesellschafts-)Räumen. Sanitäre Anlagen waren lange auf ein Minimum beschränkt. So verfügte das 1879 eröffnete Hotel «Zermatterhof» in Zermatt noch 1943 nur über zwei Toiletten pro Etage, wie Flückiger-Seiler schreibt.

Einen Exkurs widmet der Autor einer noch einfacheren Art des alpinen Gasthauses, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand: der SAC-Hütte. Die ersten Bauten des 1863 gegründeten Schweizerischen Alpenclubs waren primitive Hütten, oft direkt an Felswände gebaut, nicht mehr als ein «Dach über dem Kopf» bietend. (50)

Als die Anforderungen an die Berg-hotels im späten 19. Jahrhundert stiegen und zunehmend Luxus gefragt war, wurden namhafte Architekten mit der Planung beauftragt, die auf Anhöhen eigentliche «Kathedralen des Tourismus» (57) errich-

teten, wie Flückiger den Soziologen Jean-Pierre Junker zitiert: Das Grandhotel «Schreiber» auf der Rigi etwa entwarf Horace Edouard Davinet, der auch das «Giessbach»-Hotel baute, das 1884 eröffnete Hotel «Riffelalp» auf 2222 Metern oberhalb von Zermatt der bekannte Architekt Robert Roller aus Burgdorf.

Welches Ausmass der Bauboom hatte, verdeutlichen Zahlen, die Flückiger-Seiler zusammengetragen hat. Zwischen 1894 und 1914 verdoppelte sich die Anzahl Hotelbetten in den Schweizer Alpen oberhalb von 1500 Metern von 14'500 auf 26'600. Die erfolgreichsten Berghoteliers dieser schönen Zeit waren Alexander Seiler und seine Nachkommen, die in Zermatt und Gletsch ein kleines Imperium betrieben. Andererseits wurden manche Hotels rein spekulativ erstellt und kaum fertig schon weiterverkauft, wie das «Jungfrau», das «Victoria» und das «Beau-Site» in den 1890er-Jahren in Mürren.

1914 kam die grosse Zäsur, der Erste Weltkrieg. Die Hotels blieben leer. Sie füllten sich auch in der Zwischenkriegszeit nicht mehr im selben Ausmass wie in der Belle Epoque. Darum wurden in dieser Zeit nur wenige neue Häuser errichtet, darunter ein paar klassisch-moderne Bauten. Ihnen widmet Flückiger-Seiler einen Exkurs. Damit endet das Buch zeitlich. Die Nachkriegszeit mit dem Skiboom, der zahlreiche Hotelneu- und Ersatzneubauten zur Folge hatte, bleibt aussen vor. Dieses Kapitel hätte den Umfang schlicht und einfach gesprengt.

Schon so ist der Band mit seinen 260 Seiten in einem Format, das leicht grösser als A4 ist, üppig geraten. Die klare Sprache macht die Fülle von Informationen aber leicht lesbar. Die zahlreichen Abbildungen sind ein Vergnügen nur schon zum Anschauen und wertvolle Zeitdokumente. Viele der gezeigten Häuser stehen inzwischen nicht mehr; dies erfahren die Lesenden auch, denn Flückiger-Seiler

versäumt es nicht, gegebenenfalls das Datum des Abbruchs oder der Umfunktionalisierung zu nennen. Dies ist ein Beispiel dafür, wie sorgfältig dieses Buch gemacht ist. Fast 1300 Quellenverweise belegen die Informationen zusammen mit einem ausführlichen Literaturverzeichnis. Ein Register ermöglicht die speditive Suche nach Stichworten.

Architekt und Architekturhistoriker Roland Flückiger-Seiler leitete in den 1990er-Jahren ein Nationalfondsprojekt zur Erforschung der Hotelgeschichte. Daraus resultierten bereits die Bücher *Hotelträume* (2001) und *Hotelpaläste* (2003), beide ebenfalls bei Hier + Jetzt erschienen. Die Verwandtschaft des aktuellen Bands *Berghotels* zu diesen Büchern ist offensichtlich: die Gestaltung und die Typografie sind von den Vorgängern übernommen, und aufmerksame Betrachter stellen fest, dass diesmal, wie gehabt, ein Hotel das Cover ziert, das längst verschwunden ist, in diesem Fall das «Jungfrau», das von 1856 bis 1980 am Eggishorn oberhalb von Fiesch (VS) stand.

Dennoch bilden Flückiger-Seilers Hotel-Bände keine klassische Reihe im Sinn von inhaltlich klar voneinander abgegrenzten Folgen. So gibt es zwischen den drei Bänden gewisse Doppelspurigkeiten – der einzige Aspekt, den man an der vorliegenden Publikation kritisieren könnte. Die touristische Entwicklung der Schweiz und die alpine Hotellerie im Wallis sind schon in *Hotelträume* dargestellt. Die Hotels in Graubünden dagegen sind ausführlich in *Hotelpaläste* abgehandelt – und fehlen darum in *Berghotels*.

Michael Lütscher (Zürich)

Yves Sancey

Quand les banquiers font la loi
Aux sources de l'autorégulation
bancaire en Suisse et en Angleterre,
de 1914 aux années 1950

Editions Antipodes, Lausanne 2015, 546 p., CHF 57.–

Cet ouvrage, version remaniée d'une thèse de doctorat en sciences politiques soutenue en 2004, se donne pour but de mettre au jour l'installation et le développement de l'autorégulation bancaire jusqu'à la crise financière de 2007–2008. L'analyse part d'une interrogation de l'auteur sur les interactions entre les sphères de la politique et de l'économie en ce qui concerne l'encadrement du secteur financier, et plus précisément en matière de mouvements de capitaux. La singularité de ces interactions ont conduit à une spécificité désormais bien ancrée dans le fonctionnement du secteur bancaire: l'autorégulation. Yves Sancey la nomme également «capitalisme d'autorégulation» (29) et analyse son émergence au travers de la conclusion de *gentlemen's agreements* (GA). Ces accords privés se fondent sur le principe de la persuasion morale (*moral suasion*). Dans le cadre de cette recherche, ces GA sont considérés comme un instrument que le secteur bancaire, en accord avec les autorités financières, utilise pour asseoir ses avantages et, par la même occasion, éviter les aspects contraignants de réglementations fondées sur la loi. L'ouvrage comporte une certaine difficulté. Sa structure singulière juxtapose trois types d'approches. La première se base sur une analyse minutieuse de nombreuses archives pour la mise en place de l'autorégulation en Suisse durant l'entre-deux-guerres. La deuxième approche esquisse une comparaison entre la Suisse et l'Angleterre quant aux fonctionnements des GA, toujours sur la période de l'entre-deux-guerres. Et la troisième approche qui se penche sur la consolidation de l'autorégulation suisse

dans l'après-guerre s'étire jusqu'à aboutir à la crise financière de 2007–2008. Les raisons de ce prolongement sont évidentes et permet à l'auteur d'offrir une contribution historique à l'explication de la crise financière actuelle. Dès lors, l'objectif de la démarche se justifie par son inspiration des travaux sur la dépendance au sentier (*path dependency*) qui considèrent que «les limites du présent dépendent des choix du passé». (38)

Dans un premier temps, Sancey analyse en profondeur la mise en place de ce capitalisme d'autorégulation en Suisse. Les deux premiers chapitres brossent un tableau général de la place financière entre 1920 et 1940, et présentent les fonctions de la Banque nationale suisse (BNS) et de l'Association suisse des banquiers (ASB). C'est la haute finance internationalisée qui domine à la fois l'ensemble du secteur bancaire et ces deux institutions. Ensuite, dans les troisième et quatrième chapitres, l'auteur explique clairement les subtilités des négociations conduisant au premier GA de 1927. Pour ce faire, il recourt aux échanges entre quatre personnages majeurs qui incarnent les débats autour de la question de l'exportation du capital. Il s'agit de Gottlieb Bachmann, président de la BNS, de Rodolphe de Haller, un patricien genevois proche des banques privées, de Jean-Marie Musy, conseiller fédéral de 1919 à 1934, et d'Alfred Sarasin banquier privé bâlois qui a occupé des fonctions dirigeantes à l'ASB et à la BNS. En juin 1927, la BNS publie une enquête quant aux modes d'action des banques centrales sur la questions des emprunts étrangers. Le modèle anglais des GA correspond le mieux aux attentes de la BNS et du secteur bancaire. Cet instrument permet de trouver des compromis informels aux problèmes bancaires et monétaires tout en échappant aux contraintes de la réglementation étatique. Ce *modus operandi* préserve la discrétion entourant les acti-

vités bancaires qui font de la Suisse une véritable plaque tournante pour les capitaux internationaux. L'auteur nous révèle comment la source de cette autorégulation trouve son origine dans la volonté d'établir un consensus entre trois revendications majeures que sont les impératifs de la gestion financière liés à la politique monétaire de la BNS, la montée en puissance d'un secteur bancaire qui défend la discrétion à tout prix et la pression exercée par les milieux paysans et artisanaux pour maintenir des taux d'intérêts bas. Autant dire la quadrature du cercle!

Au cinquième chapitre, l'auteur se lance dans une comparaison avec l'Angleterre, pays d'origine de ce *capitalisme de gentlemen* dont la BNS s'est inspirée. L'analyse commence par expliquer le secteur bancaire britannique, puis le fonctionnement de la *Bank of England* avant d'entrer enfin dans le vif du sujet: le fonctionnement des GA. Ici, la comparaison ne tourne pas autour de la mise en place de cette autorégulation qui, d'après l'ouvrage, semble aller de soi en Angleterre. A quoi bon faut-il alors entreprendre une telle comparaison? En fait, cette dernière révèle les évolutions structurelles entre les deux cas, les différences et surtout les ressemblances. Ainsi d'après Sancey, «[l]a comparaison entre la Suisse et l'Angleterre permet de mettre au jour l'importance dans le processus de constitution et d'autonomisation du champ politico-administratif de l'axe place financière – banque centrale – Trésor. Dans les deux cas, les milieux financiers disposent d'atouts particuliers qui leur permettent un accès privilégié au cœur même du processus d'élaboration de la décision en contournant totalement les instances démocratiques légitimes, c'est-à-dire le Parlement.» (320)

Ensuite, le sixième, puis le septième chapitre, se focalisent de nouveau sur la Suisse et poursuivent l'analyse de la période de l'entre-deux-guerres. Dans ce

cadre, l'institution de la Loi sur les banques de 1934 ne fait pas qu'entériner la pratique désormais établie de l'autorégulation bancaire. Par exemple, la Loi confère à la BNS la possibilité d'exercer un veto sur les émissions de plus de 10 millions de CHF. Notons au passage que le Conseil fédéral sait en effet faire preuve d'une certaine poigne quand cela s'avère nécessaire. Par un Arrêté fédéral de juin 1936, il déclare punissable pénalement toute personne qui spéculerait contre le franc suisse. Ainsi, après le GA de 1927 sur l'exportation du capital, les acteurs de la finance passent à l'autorégulation de l'importation de capital avec le GA de 1937. Ce dernier est mis en place pour contrer les effets potentiellement déstabilisants que les sorties de capitaux déposés à court terme pourraient avoir sur la stabilité du franc suisse.

Enfin, un huitième chapitre analyse la longue période d'après-guerre jusqu'à la crise financière. La force de l'argumentation s'étirole au fur et à mesure que l'auteur traite des décennies postérieures aux années 1930. Finalement, tout se répète plusieurs fois sur un demi-siècle. Des GA sont signés, puis dans l'urgence des Arrêtés fédéraux urgents sont édictés, les deux ayant à chaque fois des durées limitées. L'autorégulation ne sera plus sérieusement remise en cause jusqu'à la crise financière de 2007–2008.

En conclusion, cet ouvrage présente un intérêt indéniable pour comprendre les origines de l'autorégulation bancaire. Cependant, Sancey ne dit pas que la conclusion de GA était une pratique répandue dans la réassurance depuis le 19e siècle, et dans les cartels de l'industrie et même dans la politique extérieure au début du 20e siècle, notamment aux Etats-Unis, en Angleterre, en Allemagne ou aux Pays-Bas. Certes, certains aspects de la crise financière actuelle pourraient s'expliquer par un manque de transparence de l'autorégulation. Mais nuancions tout de même!

A ce problème s'est ajouté au fil des années i) des groupes bancaires de plus en plus grands, complexes et surtout internationalisés, ce qui posent les mêmes difficultés aux plus fortes réglementations en la matière, et ii) la question des garanties accordées par les Etats aux banques qui permet de concrétiser la formule consacrée «socialisation des pertes et privatisation des gains» (18) du secteur bancaire.

Mikael Huber (Münstschemier)

Jakob Tanner **Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert**

C. H. Beck, München 2015, 676 S., € 39,95

676 Seiten, davon 570 Seiten dicht gedrängter Text, plus annähernd 1800 Anmerkungen: das ist eine geballte Ladung Schweiz, Summe jahrzehntelanger Beschäftigung mit einem Land bescheidener Grösse, aber beträchtlicher Komplexität. Einige Gestaltungsmomente des Buchs sind von der durch Ulrich Herbert herausgegebenen Reihe *Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert* vorbestimmt (mittlerweile acht Bände), so die Wahl eines «langen 20. Jahrhunderts» von ungefähr 1890 bis etwa ins Jahr 2000. Vorgegeben ist in groben Zügen auch die Form, in den Worten des Herausgebers: «Die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungen werden in klassischer, diachroner Manier erzählt.» (8) Tabellen oder Grafiken fehlen, um den Erzählfluss nicht zu unterbrechen. (Einzelne Bände verfügen über einen Anhang.) In den Textfluss eingelassen sind fünf «Querschnitte» zu einem für alle Bände etwa gleichen Zeitpunkt: um 1900, Mitte der 1920er-Jahre, im Zweiten Weltkrieg, Mitte der 1960er-Jahre, nach 1990. Sie sollen den internationalen Vergleich erleichtern, denn die Öffnung auf eine europäische Perspek-

tive ist erwünscht. Dieses Potenzial können die Querschnittkapitel allerdings erst erweisen, wenn die Reihe abgeschlossen vorliegt.

Die zeitliche Legung der Querschnitte funktioniert auch für die Schweiz gut. Aus dem Zweiten Weltkrieg hat Jakob Tanner das Jahr 1940 gewählt, als so vieles auf der Kippe zu stehen schien; «nach 1990» hat er zeitlich leicht vorverlegt, «um 1990» ergibt für die Schweiz eine schlüssige Momentaufnahme ungewöhnlicher Erschütterungen (Fichenaffäre, Initiative für Armeeabschaffung et cetera) und einer versuchten Anbindung an den europäischen Einigungsprozess, die mit dem knappen Nein in der EWR-Abstimmung von 1992 wieder auf Eis gelegt wurde. Die transnationale Dimension des Wandels wird im Buch oft beschworen, aber nur teilweise ausgeführt (öfter vergleichend herangezogen sind die Niederlande). Dies im Alleingang zu leisten übersteigt im Moment vielleicht das Menschenmögliche.

Den Lesenden präsentiert sich eine vorerst transparente Strukturierung des Textes in 13 durchlaufend nummerierten Kapiteln, fünf davon die erwähnten Querschnitte, das ganze gegliedert in drei Teile: Robuster Kleinstaat (1900–1923); Bedrohte Nation, offene Volkswirtschaft (1925–1965); Widerwillige Bewegung (ab 1966). Bei näherem Hinschauen wird es allerdings schwierig: die Feingliederung der Kapitel durch zahlreiche Zwischentitel ist nicht im Inhaltsverzeichnis aufgenommen. Ein rascher Blick zeigt: ein Sachregister fehlt, nur Personen sind berücksichtigt – unfassbare Nachlässigkeiten eines renommierten Verlags. Wer sich zurechtfinden will, muss sich ein eigenes Verzeichnis anlegen. Was die Personen betrifft: sie treten häufig in Verbindung mit prägnanten Zitaten auf, welche eine Problematik auf den Punkt bringen und Farbtupfer im meist dichten und abstrakt-analytischen Text setzen. Die

Auswahl von Zitaten und Personen folgt, wie die Namensverteilung im Register zeigt, einem polarisierenden Muster, das Kritiker von der linken und linksliberalen Seite gern gegen Akteure von rechts antreten lässt. Dies macht Konfliktmuster deutlicher als die harmonisierende Suche nach einer in der Schweiz gern beschworenen «Mitte».

Der Autor will «kein Thesenbuch» verfassen und somit keine Geradlinigkeit vortäuschen, welche die «Ambivalenzen der Moderne» nicht hergeben. «Deshalb wurde in diesem Buch versucht, Gegenläufigkeiten, Suchbewegungen, Umwege, Verwerfungen und Ungleichzeitigkeiten in die historische Erzählung zu integrieren. [...] Mit der Metapher eines Labyrinths mit vielen Unübersichtlichkeiten wird dieser Zugang besser gefasst als mit dem Bild einer breiten Heerstrasse des Erfolgs mit einigen Kollateralschäden am Rande.» (551) So wird im Fazit das Strickmuster ausformuliert, das man in der Zwischenzeit begreifen konnte, aber vielleicht mit Nutzen früher vernommen hätte. Ist dieses Buch aber «eine Kulturgeschichte des Sozialen», wie der letzte Satz festhält? Mir erschien es im Kern als eine auf den Politbetrieb gerichtete Gesellschaftsgeschichte der schweizerischen Demokratie auf ihrem krisenreichen Weg durch das Jahrhundert, ausgeweitet mit zahlreichen wirtschaftlich-sozial-kulturellen Exkursen. Im Hintergrund stehen – angedeutet – die theoretischen Überlegungen von Hansjörg Siegenthaler über die zyklische Abfolge von Wachstum, Regelvertrauen, Orientierungskrisen und Wachstumsstörung bis hin zu erneuter Stabilisierung. Die wirtschaftsgeschichtlichen Aspekte sind entsprechend stärker ausgebaut als die sozialgeschichtlichen, was auch daran liegen wird, dass es seit 2012 eine solide *Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert* gibt (Jakob Tanner war daran beteiligt), während sozialgeschicht-

liche Überblicke eher selten sind. Einige der vorhandenen, darunter die jüngeren, in dieser Hinsicht zum Teil wertvollen Kantonsgeschichten vermisst man im immensen Literaturverzeichnis. Der primären Stossrichtung folgend sind mit den sozialgeschichtlichen auch die familien- und geschlechtergeschichtlichen Aspekte von untergeordneter Bedeutung. Sie fehlen keineswegs – «das egalitäre schweizerische Demokratiemodell war um ein patriarchales Familien-Haushalts-Modell herumgebaut», hält Tanner fest. (81) Doch treten sie in den gegenwartsnahen Teilen ganz zurück, obwohl sich mit guten Argumenten begründen liesse, dass auf diesem Gebiet der elementarste Wandel des langen 20. Jahrhunderts stattgefunden hat (siehe auch die Kritik von Sonja Matter, <http://www.hsozkult.de/>). Man könnte darüber streiten, ob nicht viele Wellenschläge des Politbetriebs – mögen sie kurzfristig noch so dramatisch wirken – daneben zum Oberflächenkräuseln werden. Allerdings müsste man dann auch dem nationalgeschichtlichen Modell des Wandels verminderte Relevanz beimessen und würde unter Umständen die Lust verlieren, sich den dadurch aufgenötigten gedanklichen Restriktionen zu unterwerfen.

In welchem Verhältnis stehen Oberfläche und Tiefenschichten? Jakob Tanner sucht Tiefenkräfte am ehesten im kulturellen Bereich, in der Macht der kollektiven Selbstbilder vom geschichtsstolzen, sich wehrhaft nach aussen abgrenzenden kleinen Volk, das in unverbrüchlicher Treue zur Neutralität die Torheiten der anderen meidet: «Ein im ausgehenden 19. Jahrhundert sich verfestigendes Geschichtsbewusstsein, das mittels der <Geistigen Landesverteidigung> in die Nachkriegszeit transportiert worden war [...]» (501) Ein unerschöpflicher Fundus, der in den periodisch wiederkehrenden Krisen jeweils reaktiviert werden konnte. Im Zusammenspiel von Kultur, Ökonomie und

Politik folgt das Buch einem konsequent mehrdimensionalen Ansatz; die einst vom Marxismus genährten Hoffnungen, mit der angenommenen Strukturdominanz von Ökonomie und Klassenverhältnissen über den entscheidenden Schlüssel zur Gesellschaftsanalyse zu verfügen, sind verfliegen.

Wichtig bleibt der mächtige wirtschaftliche Motor allemal; und dies allein schon deshalb, weil sich gemäss Tanner in der Reibung des idyllischen Selbstbilds als «Kleinstaat» und einer weit darüber hinausgewachsenen, mittelgrossen Volkswirtschaft eine Spannung aufbaut, die das Land immer wieder umtreibt, wobei die «Mischungsverhältnisse von innen und aussen» – so ein Zwischentitel – jeweils neu zu bestimmen sind. (436) Nirgends aber ist die Schweiz wirtschaftlich so mächtig geworden wie in ihrem Finanzplatz. Dessen Darstellung zählt zu den Stärken des Buchs. Erstmals werden dessen Anfänge und Wachstum so konsequent dargestellt und soziopolitisch verankert. Dies gilt auch für einige angelagerte Themenfelder, die viel Aufmerksamkeit erhalten: Währung, Zoll- und Steuerpolitik, Bankgeheimnis und Steuerhinterziehung, im Inneren wie nach aussen, als *Movens* des Finanzplatzes. Besonders reizvoll, wenn dabei Kontinuitätslinien etwa der Art sichtbar werden, dass dem Raubgoldhandel der Schweizerischen Nationalbank im Zweiten Weltkrieg ein Handel mit Raubsilber im Ersten Weltkrieg voranging; beide Male war das von Deutschland überfallene (notabene ebenfalls neutrale) Belgien Gegenstand lukrativer schweizerisch-deutscher Geschäfte. In derselben zweifelhaften Tradition stehen die Dienste für den südafrikanischen Apartheid-Staat, dem die Schweiz in Verletzung der beschlossenen UNO-Sanktionen vielfältige Dienste in Rüstung, Gold- und Diamantenhandel leistete. Die Periode der beiden Weltkriege gewinnt unter Beachtung von deren Langzeitfolgen ein starkes Profil in der Darstel-

lung, ebenso die Weltwirtschaftskrise der 1930er-Jahre mit ihrem Notrechtsregime der Bankenrettungen und Deflationspolitik auf dem Buckel der kleinen Leute. In den neuen rechtsbürgerlichen Aktionsformen jener Zeit werden weitere Kontinuitäten sichtbar, von der Polemik um den Völkerbund bis zur Frage des UNO-Beitritts und der Entstehung der «Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz» (Auns) 1986, ohne dass der Autor mit dem didaktischen Zeigestock operiert.

Die Vielfalt anregender Informationen und analytischer Gedankengänge zu erschliessen ist kein Spaziergang, sie fordert dem Lesenden einige Anstrengung ab. Die «mäandrierende Analyse» (551) neigt tendenziell zur Abschweifung; Konzentration auf die Hauptlinien, eine stärkere Integration des Textes wären hilfreich gewesen. Anders ausgedrückt: der imposante Textkorpus wäre vielleicht doch mit Gewinn ein wenig expliziter als «Thesenbuch, das eine Schneise schlägt», (551) angelegt worden. Im zentralen Gedanken, dass die Selbstbeschreibungen des Landes nach innen wie nach aussen über weite Strecken realitätsblind sind, jedoch eine Vielfalt nützlicher, stabilisierender Funktionen gewannen, steckt nämlich durchaus eine These, der man gerne folgt, wenn man auch öfter in Gefahr gerät, sie in der Fülle des Stoffs aus den Augen zu verlieren.

Mario König (Basel)

**Alban Frei, Hannes Mangold (Hg.)
Das Personal der Postmoderne
Inventur einer Epoche**

transcript, Bielefeld 2015, 272 S., € 19,99

Der methodische Ansatz, zeitgeschichtliche Phänomene und Prozesse durch charakteristische Begriffe fassbar zu machen, wie auch die narrative Strategie der essayistischen Zeichnung von typisierten

Sozialfiguren sind in der Zeitgeschichte bereits erprobt worden (vgl. zum Beispiel: Stephan Moebius, Markus Schroer (Hg.), *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart*, Berlin 2010; Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hg.), *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2004; Ute Frevert, Heinz-Gerhard Haupt (Hg.), *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 1999). Gemeinsam ist diesen Vorgehensweisen das Bestreben, gängigen Epochensignaturen wie «Postmoderne», «Neoliberalismus» oder «Risikogesellschaft» multiple kleine Erzählungen gegenüberzustellen. Die Analyse von Akteuren und Techniken türmt keine Theoriegebäude auf, sondern will neue Denkräume eröffnen und favorisiert Ambivalenzen und Ungleichzeitigkeiten anstelle grosser Synthesen.

Das Personal der Postmoderne schreibt sich explizit in diese Tradition ein, wobei die Herausgeber ihre «Inventur» durch den zeitlichen Fokus und eine dezidiert geschichtswissenschaftliche Herangehensweise von ihren Vorgängern abgrenzen. Dabei präsentiert sich der Sammelband erfrischend unorthodox: offen in Konzeption und Sprache, richtet er sich ausser an das kulturwissenschaftlich geschulte akademische Publikum an eine weitere Öffentlichkeit und deckt ein breites Themen- beziehungsweise Figurespektrum ab. Das Inventar versammelt an «postmodernem Personal» den *Programmierer* (David Gugerli), den *Bildungsökonom* (Michael Geiss), die *Stadtguerillera* (Hannes Mangold), den *Sampler* (Benedikt Sartorius), den *User* (Max Stadler), die *Cyborg* (Karin Harrasser), den *Coach* (Brigitta Bernet), die *Postkolonialistin* (Fermin Sutter), den *Wissenschaftshistoriker* (Simone De Angelis), den *Steuerexperten* (Gisela Hürlimann), den *Fachoffizier* (Eneia Dragomir), die *Kuratorin* (Gioia dal Molin), den *Raider* (Luca Froelicher), die *Globalisierungskritiker_in*

(Florian Kappeler), den *Security Contractor* (Florian Schmitz), die *Wissenschaftsmanagerin* (Alban Frei) und den *Blogger* (Michael Hagner).

In kurzen Porträts werden der Auf- und Abtritt dieser «epochenspezifischen Modellfiguren» auf der postmodernen Bühne beschrieben. Die AutorInnen aus dem Umkreis der Professur für Technikgeschichte der ETH Zürich verfolgen hierbei unterschiedliche konzeptionelle Strategien. So werden Persönlichkeiten charakterisiert, welche bestimmte Figuren (wie den *Steuerexperten*, den *Bildungsökonom* oder den *Raider*) idealtypisch verkörpern, wobei die Figur des *Wissenschaftshistorikers* sogar anhand der Biografie des Autors selbst gezeichnet wird. Der *Security Contractor* wird als «realer» Akteur im privatwirtschaftlichen Gewaltmarkt beschrieben und gleichzeitig als «Versatzstück der medialen Repräsentation postmoderner Ängste». (238 f.) Als ziviler Experte für die Armee wird der *Fachoffizier* zum «postmodernen Gegenentwurf» (178) der militärischen Ständegesellschaft, trägt als flexible personelle Ressource aber gleichzeitig zu deren Restabilisierung bei. In Zeiten von Flexibilisierung und Vermarktlichung operiert der *Coach* an der «Schnittstelle zwischen individuellen Wünschen und unternehmerischen Imperativen». (114) Die *Wissenschaftsmanagerin* wird als «prototypische Figur der postmodernen Universität» (252) vorgestellt. Paradigmatisch für den Wandel der Finanzmärkte seit den 1960er-Jahren, in welchem er auch «als Fiktion, als selbst-erfüllende Prophezeiung» (208) agierte, steht der *Raider*. Der *User* ist als «maschinisierter Durchschnittsmensch» (78) und «Kopfarbeiter in den klinisch reinen Räumen der Post-Industrie» (83) ein «technopolitisches Konfliktfeld». (85) Vorstellungen von Urheberschaft und Kreativität stellen die *Kuratorin* und der *Sampler* infrage. Der *Programmierer* bleibt als

«ephemere Gestalt», deren Wissen «laufend re-konfiguriert werden musste», (18) schwer fassbar. Und gänzlich entpersonalisiert erscheint die *Cyborg* als «schillernde und unruhige Figur», die provokativ den postmodernen Kapitalismus sichtbar macht und Selbst- wie Fremdwahrnehmungen hinterfragt. (100 f.)

Für die Rekrutierung des porträtierten Personals wurden Figuren berücksichtigt, die nach 1960 aktiv an der Transformation eines Wissens beteiligt waren, über das sich die europäische Gesellschaft zunehmend definierte. (10) Allerdings wird die Reflexion über dieses Kriterium nicht in allen Beiträgen vorgenommen. In welcher Hinsicht war beispielsweise die *Stadtguerillera*, die in den 1970er- und 80er-Jahren gegen den Staat und für eine gewaltsam herbeizuführende proletarische Revolution kämpfte, ein spezifisch postmodernes Phänomen? Weshalb der *Bildungsökonom* der 1960er- und 70er-Jahre, der doch von der Vorstellung der «klassischen Moderne» (34) in Bezug auf die Vermessbar- und Machbarkeit der Welt geprägt gewesen sei? Dagegen findet im Beitrag zur *Globalisierungskritiker_in*, in dem der zapatistische Subcomandante Marcos als «postmodernes Sprachspiel» (217) beschrieben wird, eine intensive Auseinandersetzung mit dieser Frage statt. Fermin Sutter problematisiert die Darstellung der *Postkolonialistin* als idealtypische Figur, da diese als feministische, postkoloniale Kritikerin eine «Skepsis gegenüber Repräsentation» vertreten habe. (130) Und abschliessend kommt Michael Hagner in seinen als Schreiben an die Herausgeber formulierten Überlegungen zum *Blogger* zum Schluss, dass «die *dramatis personae* der Postmoderne stets mehr als einem und damit im Grunde keinem Personenverzeichnis mehr angehören». (261)

Die Herausgeber weisen in der Einleitung explizit darauf hin, dass sie keine theo-

retische Abhandlung zum Postmoderne-Begriff anstreben, sondern durch eine Figurenzeichnung als «verdichtete Form historischer Narratologie», die sich auf «evidenzbasierte Beobachtung» stützt, «narrativ klären» möchten, was die Postmoderne ausmacht. Dennoch wäre eine gemeinsame begriffliche Basis dem Unternehmen förderlich gewesen, denn gerade die spielerische Herangehensweise an das Thema und die Offenheit in Inhalt und Form, die den Sammelband mit seinem bunten Programm auszeichnen und lesens-

wert machen, lassen die einzelnen Beiträge disparat ausfallen. Da keine abschliessende Zusammenschau stattfindet, bleibt es den Lesern überlassen, die Figuren produktiv zueinander in Beziehung zu setzen. Die Polyfonie des *Personals der Postmoderne* regt dadurch einmal mehr zum Nach- und Weiterdenken über die Etikettierungen der Jahre «nach dem Boom» (Lutz Raphael) und über deren Fassbarkeit mittels neuer Erzähltechniken an.

Melanie Wyrsch (Zürich)

WIDERSPRUCH

Beiträge zu
sozialistischer Politik

67

Medien, Internet – Öffentlichkeit

Journalismus, Technologiekonzerne, Marktmacht und Medienfreiheit im Neoliberalismus; rechtsbürgerliche versus fortschrittliche Medienpolitik; Frauen in der globalen Berichterstattung; Onlineproteste, soziale Medien und digitale Ambivalenzen; Migration und Onlinekommunikation; Open Source und Urheberrechte; Gegenöffentlichkeit, linke Medienoffensive

P. Zwicky, W. A. Meier, R. Berger, D. Vogler, H. Stutz, H.-J. Fehr, S. Vonarburg, B. Miglioretto, S. Milan, J. Geuder, S. Pittà, W. Ludwig, C. Caspar, H. Teutoburg-Weiss, J. Aebi, K. Surber

Diskussion

C. Lewinsky: Das Fremde und die Schweiz
J. Lang: Podemos – Lernprozess in Spanien
B. Hassler / T. Studer: Arbeit ohne Lohn
P. Jehle: Pluraler Marxismus als Projekt

Marginalien / Rezensionen

Geht mit dem vom Internet bewirkten Wandel hin zu kürzeren, schnell produzierten Inhalten eine Debattenkultur und eine Form des intellektuellen Sinnierens verloren, die gerade für die theoretische Arbeit einer Linken eigentlich unersetzbar sind? Einer Linken, die sich in ihrer Orientierungslosigkeit in der neoliberal durchtränkten Welt nach Ankerplätzen umschaut.

Es braucht Theorie- und Debattenplattformen wie den WIDERSPRUCH dringender denn je, um solche theoretischen Ankerplätze zu politischen Themen zu erarbeiten.

224 Seiten; Fr. 25.–
im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH
vertrieb@widerspruch.ch
www.widerspruch.ch